Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 35 – 2. September 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Weimar: Rede über Vertreibung abgebrochen

An das Schicksal der deutschen Vertriebenen zu erinnern, das ist nicht vor jedem Publikum möglich: Prof. Hermann Schäfer, Ministerialdirektor beim Bundesbeauftragten für Kultur, sollte das Kunstfest Weimar mit einem Vortrag zur Einnerungskultur in Deutschland eröffnen. Anschließend war das Konzert „Gedächtnis Buchenwald" angesetzt; in diesem Jahr die 9. Sinfonie von Mahler. Der Historiker war eingeladen worden, weil er die international anerkannte Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration" für das „Haus der Geschichte in Bonn" verantwortet hatte. Schäfer brach seinen Vortrag schließlich ab, als die Störungen aus dem Publikum überhand nahmen. Später wurde ihm von einigen Kritikern vorgehalten, er hätte die Opfer des KZ Buchenwald in den Mittelpunkt seiner Rede stellen müssen und nicht die Erinnerung an die Leiden der Vertriebenen. (Siehe Kommentar und Seite 2).

Polen stört sich am Wort »Vertreibung«

Der Begriff „Vertreibung" suggeriere, so der polnische Sejmmarschall Marek Jurek im Vorfeld einer Berlin-Reise gegenüber der „FAZ", daß Polen als Opfer des Krieges der Aggressor gewesen sei. Der Begriff käme im „Potsdamer Vertrag" nicht vor und sei in Deutschland eine Doktrin, über die man sprechen müsse. Einen Vergleich mit den jüngsten Vertreibungen auf dem Balkan wollte Jurek nicht gelten lassen. Die „Umsiedlungen nach 1945" seien „etwas anderes als die wilden Vertreibungen des Slobodan Milosevic. Jurek gehört der nationalistischen Partei „Recht und Gerechtigkeit" der Zwillinge Lech und Jaroslaw Kaczynski an. *B. K.*



Onyx aus der Stauferzeit, vermutlich ein Geschenk Friedrichs II. an einen seiner Gefolgsmänner

Gemeinschaftsprojekt: Anläßlich des 200. Jahrestags des Endes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das mit der Niederlegung der Reichskrone durch Kaiser Franz II. am 6. August 1806 unterging, haben Berlin und Magdeburg sich etwas Besonderes einfallen lassen. Das „Kulturhistorische Museum" in Magdeburg und das „Deutsche Historische Museum" in Berlin richten gemeinsam die Ausstellung „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis1806" aus. In Magdeburg wird bis zum 10. Dezember der Mittelalterteil von Otto dem Großen bis zu Maximilian I., von 962 bis 1500 gezeigt. In Berlin ist der neuzeitliche Teil der Reichsgeschichte von 1495 bis 1806 zu sehen (www.dasheiligereich.de).

Foto: Boxler, Museum Magdeburg

Die Machtfrage gestellt

Gesundheitsministerin Schmidt fordert Kanzlerin Merkel heraus

Von KLAUS D. VOSS

Die Lage der Großen Koalition wird brisant – die Gesundheitsreform ist zum Angelpunkt der Regierungsarbeit in Berlin geworden. Viele Beobachter verfolgen mit Spannung, daß Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt die Themen ansagt – schließlich gilt die SPD-Politikerin im Kabinett als der natürliche Gegenpol zu Kanzlerin Angela Merkel. Die Auseinandersetzung hat durchaus eine persönliche Komponente.

Ungewöhnlich genug ist, daß ein Arbeitsentwurf zum Gesundheitsreformgesetz, der aus dem Schmidt-Ministerium an die Öffentlichkeit lanciert wurde, komplett von Merkel persönlich zurückgewiesen wurde – üblicherweise reagieren allenfalls Pressesprecher auf „Beamtenpapiere der Arbeitsebene".

Um die Zusammenarbeit der Koalitionsfraktionen bei diesem Herzstück der Reformaufgaben ist es wirklich nicht gut bestellt. Gesundheitsministerin Schmidt hat viele Widersacher spüren lassen, mit welcher Energie sie ihre Vorstellungen durchsetzen kann – und sie gilt im politischen Nahkampf als durchaus erfolgreich.

Bei der Gesundheitsreform beharrt die Fachministerin auf ihrem Recht, die Beschlüsse der Koalitionsrunde „zu interpretieren". Viele der als „großer Durchbruch" (Merkel und Müntefering zu den Verhandlungen im Koalitionsausschuß) vereinbarten Eckpunkte lassen sich nicht paßgenau umsetzen. Ulla Schmidt will vor allem den Leistungskatalog der Krankenkassen nicht einem Konkurrenzwettbewerb aussetzen. Damit ist die Machtfrage zwischen Merkel und Schmidt über die Themenhoheit gestellt.

Nach den Vorstellungen der Koalition sollen alle Beiträge zur gesetzlichen Krankenversicherungen in einen Gesundheitsfonds eingezahlt werden, aus dem ab 2008 die Grundversorgung für die Patienten bezahlt wird, für alle Kassen in gleicher Höhe. Wenn Krankenkassen nicht optimal wirtschaften, müssen sie von ihren Versicherten Prämienaufschläge verlangen, im entgegengesetzten Fall könnten sie mit besonders niedrigen Versicherungstarifen Kunden werben.

Genau diesen Ansatz, der die Konkurrenz unter den Krankenkassen beleben soll und Kernstück der CDU/CSU-Position ist, will die Ministerin durchkreuzen. Sie hält den Gedanken für „nicht realistisch". Kann sich Schmidt durchsetzen, dann werden die Krankenkassenbeiträge deutlich ansteigen, auf bis zu 16 Prozent; gegenwärtig liegt der durchschnittliche Satz bei 14,2 Prozent. Die Senkung der Lohnnebenkosten – ein zentrales Wahlversprechen der Union – wäre nicht mehr umzusetzen.

Einen weiteren Zünder legt Ministerin Schmidt an die privaten Krankenversicherungen, die unter dem politischen Schutz von CDU und CSU stehen. Das Gesundheitsministerium will die Privatkassen gewissermaßen an die Kette legen: Sie sollen gezwungen werden, Einheitskonditionen für die Versicherten anzubieten, und sich verpflichten, jeden Antragsteller aufzunehmen. Damit würde den privaten Versicherungen die Chance genommen, mit günstigen Tarifen junge, gutverdienende Kunden anzulocken.

KLAUS D. VOSS:

Nachgetreten

Es war eigentlich klar, daß sich die „politisch korrekte Gesellschaft" so vehement melden mußte wie jetzt bei dem Eklat um das Kulturfest in Weimar: Die meisten unserer Zeitgenossen, die sich die Welt nach diesem Muster eingerichtet haben, hatten den Sturz der moralischen Hoheit Günter Grass auch als persönliche Niederlage empfunden. In einem Deutschland zu leben, das sich überdies schwarz-rot-gold fühlen kann, ohne gleich in Fehde mit seinen Nachbarn zu stehen, das übersteigt so manchen Horizont und löst das unwohle Gefühl aus, von gestern zu sein.

So nahm es seinen Lauf: Weimar und das ehemalige KZ-Buchenwald sind Hausanschriften des politisch korrekten Gedenkens. Es ist nur traurig, daß man mit Hermann Schäfer einen renommierten Historiker in die Empörungsfalle gelockt hat. Seine Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration", die jetzt auch in Berlin zu sehen ist, hat international Aufsehen erregt und Zuspruch gefunden; der Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte hat nicht zuletzt durch solche Arbeiten einen höheren Stand der Reife erhalten.

Schäfer um die Eröffnungsrede zum Weimarer Kulturfest zu bitten und ihn dann kurzfristig um Konzentration auf „sein Thema", die neue Erinnerungskultur, zu drängen, das war aber keine Entscheidung, um mutig neue Zeichen zu setzen. Darin hat Schäfer seine Gastgeber überschätzt, ihnen zuviel historisches Gespür zugetraut.

Niemand konnte wirklich überrascht sein, worüber Schäfer sprach – Unmut im Saal wurde laut, als der Festredner einen Satz zu Günter Grass sagte und damit in die offene Wunde faßte. Es war die Inszenierung einer rituellen Empörung in der intellektuellen Provinz Weimar.

»Immer die polnische Position vertreten«

Deutsche Polen-Korrespondentin in Warschau wird geschnitten – Grund: Sie hat auch für die Kaczynski-kritische »taz« geschrieben

Von H.-J. VON LEESEN

Sie sei in Polen „persona non grata", klagte die deutsche Journalistin Gabriele Lesser, seit zehn Jahren Warschau-Korrespondentin mehrerer deutschsprachiger Zeitungen und der ARD, kürzlich beim Tee in einem Warschauer Lokal einem deutschen Kollegen, der darüber in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" berichtete. Wenn sie irgendwo um ein Interview bitte, schlage man ihr die Tür vor der Nase zu, sobald man erfahre, daß sie auch für die Berliner „taz" schreibe.

Jene am linken Rand operierende Tageszeitung hatte in einem satirischen Beitrag den polnischen Staatspräsidenten Lech Kaczynski mit einer Kartoffel verglichen, woraufhin der polnische Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski ein vereinbartes Treffen mit der Bundeskanzlerin Merkel absagte.

Im Laufe der Zeit entstand in den Köpfen führender polnischer Politiker und Journalisten die Schnapsidee, es handele sich bei der schnodderigen „taz"-Satire um den Teil einer gesamtdeutschen Medienverschwörung gegen Polen.

Und nun wird Gabriele Lesser von patriotischen Polen angerufen, die nichts anderes wissen, als „Heil Hitler!" ins Telefon zu brüllen. Eine andere Anruferin erklärte befriedigt und natürlich anonym, ihr Bruder habe einen Deutschen zusammengeschlagen.

Über die ihr jetzt angetane Unbill ist Lesser erschüttert, denn sie habe es immer „gut gemeint" mit den Polen. „Beim ‚Zentrum gegen Vertreibung' (man beachte ihre Übernahme der polnischen Propaganda-Version; korrekt heißt es ‚Zentrum gegen Vertreibungen') und der ‚Preußischen Treuhand' habe ich immer die polnische Position vertreten und hatte deshalb sogar eine Klage von Erika Steinbach wegen eines Kommentars am Hals", so Lesser. Ihr Gesprächspartner schloß daraus, sie habe sich auf diese Weise „wie die meisten Warschau-Korrespondenten" um die deutsch-polnische Aussöhnung verdient gemacht.

Offenkundig gehört Lesser zu jener Gruppe, die die „FAZ" ironisch schon mal die „Polenlobby" genannt hat. Gab es bei einem Thema einen deutsch-polnischen Dissens, dann hat die deutsche Journalistin die Partei Polens ergriffen, auch wenn dabei die Wahrheit auf der Strecke blieb, eine Unart, die schon der deutschschweizerische Dichter Conrad Ferdinand Meyer vor 150 Jahren verfluchte: „Zum Teufel eine deutsche Libertät, die prahlerisch in Feindeslager steht!"

Anläßlich des 60. Jahrestages des Aufstandes der polnischen Heimat-Armee am 1. August 2004 konnte man in deutschen Zeitungen ihre heroischen Berichte über die teilweise in deutschen Uniformen, meist aber in Zivil kämpfenden Partisanen lesen, so etwa von „Wanda, die erst Anfang 16 war, als sie den ersten Deutschen erschoß". Die von Gabriele Lesser kolportierten Verlustzahlen der polnischen Heimat-Armee wie auch von Zivilisten waren maßlos überhöht und widersprachen den in der wissenschaftlichen Literatur genannten.

Lesser beschwor schon die Gefahr, daß die deutschen Vertriebenen mit der Forderung nach einem „Zentrum gegen Vertreibungen" „die deutsch-polnische Versöhnung der letzten Jahrzehnte zunichte gemacht" hätten. Für die Polen sei eine solche Forderung „ein Rückfall der Deutschen in die Nazi-Diktion".

Das also nennt eine in Warschau lebende deutsche Zeitungskorrespondentin, sie habe „immer die polnische Position vertreten".

Es ist eine nicht nur bei deutschen Journalisten, sondern ebenso unter Politikern verbreitete Fehleinschätzung, sie dienten der Verständigung, wenn sie die Positionen unserer Gegner einnehmen. Aus dieser Haltung heraus wurden vor 20 Jahren alle Forderungen, Bemühungen um die deutsche Wiedervereinigung zu verstärken, zurückgewiesen mit der Begründung, sie gefährdeten den Frieden. Genau das Gegenteil war und ist richtig.

Gabriele Lesser muß jetzt erfahren, daß ihre Liebedienerei den Polen gegenüber nichts einbringt.

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

»Den Opfern verpflichtet«

Welchen Reifegrad haben die Deutschen bei dem Problem der historischen Erinnerung erreicht? Hier Passagen aus dem Vortrag Hermann Schäfers in Weimar, die er den Vertriebenen gewidmet hat. Die Rede wurde vom Publikum unterbrochen.

Wir alle wissen, daß zu einem würdigen Leben die Bewahrung der Erinnerung gehört. Elie Wiesel, der den nationalsozialistischen Terror in Auschwitz und Buchenwald am eigenen Leib zu spüren bekam, schreibt in seinem Buch „Chassidische Feier“: „Das Vergessen ist die Wurzel des Exils; die Erinnerung bedeutet Erlösung.“ Ohne Erinnerung, will er uns damit sagen, verliert der Mensch sich selbst. Das hat in einem ganz positiven Sinne schon Gustave Flaubert festgestellt, als er schrieb: „Stets sind Erinnerungen süß, mögen sie gleich traurig oder heiter sein, denn sie gemahnen uns an die Unendlichkeit.“ Sich zu erinnern, ist keine lästige Pflicht, heißt das. Erinnerungen sind für den Menschen so wichtig, wie die Luft zum Atmen. Und ohne Erinnerung an die eigene Geschichte, gibt es für ein Volk weder Gegenwart noch Zukunft. Das gilt – ganz allgemein – für jedes Volk. Wir Deutschen haben aber über das Allgemeine hinaus eine noch größere Verantwortung. Wenn wir die Erinnerung an die dunklen Jahre der nationalsozialistischen Tyrannei wach halten, so tun wir es nicht allein, um unser Geschichtsbewußtsein zu pflegen, sondern auch und besonders, weil wir den Opfern verpflichtet sind. Wer denken kann, ist sich in Deutschland heute ganz dieser Verantwortung bewußt ist. Es gibt viele Zeichen, an denen das abzulesen ist. Die heutige Veranstaltung ist ein solches Zeichen. Und ich freue mich deswegen sehr, heute vor Ihnen sprechen zu können ...

Ich will nun jedoch nicht behaupten, daß sich in Deutschland nichts geändert hätte. Schon seit einigen Jahren steht mit dem Thema „Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem östlichen Europa“ ein historisches Problem im Mittelpunkt einer Diskussion, an der sich viele Seiten auf breiter Grundlage beteiligen, gerade auch Politiker aller Parteien. Ich bin froh, daß wir heute in der Lage sind, über ein solch sensibles Thema unserer jüngsten Vergangenheit weitgehend sachlich und unaufgeregt zu sprechen. Das ist dem Thema auch deswegen angemessen, weil es zugleich immer unsere Nachbarländer in Ostmitteleuropa betrifft. Hier zeigt sich, welchen Reifegrad wir Deutschen erreicht haben, wenn es um das Problem historischer Erinnerung geht. Daß Erinnerung durchaus nicht einfach ist, wird dabei schon aus praktischen Gründen ganz augenfällig. Was sagt die Zahl von zwölf bis 14 Millionen deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen aus? Hilft sie uns, das damalige Geschehen zu begreifen? Kann es überhaupt Empathie und Mitgefühl mit Millionen von Menschen geben, oder übersteigt dies unsere Vorstellungskraft? Wer sich mit diesem dunklen Kapitel der europäischen Geschichte auseinandersetzt, muß sich diesen Fragen stellen ...



Ausgebuht: Hermann Schäfer hier mit Kardinal Lehmann Foto: kna

Wir wollten, daß die Besucher (der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“, Red.) mitleiden, weil die Deutschen, die aus ihrer Heimat fliehen mußten oder vertrieben wurden, Opfer waren. Meine Damen und Herren, es ist keine Erinnerungstäuschung und keine Umdeutung von Geschichte, wenn wir feststellen, daß die deutschen Vertriebenen Opfer waren. Sie waren es, und 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs können wir es offen und ohne Scheu sagen. Wir können es sagen, weil wir das Leid der anderen nicht vergessen. Im vereinten Europa besteht kein Zweifel mehr daran, daß niemand eine unhistorische und zudem unredliche Aufrechnung von Verlustzahlen anstrebt. Niemand kann leugnen, daß der von Hitler entfesselte Krieg nach dem anfänglichen Siegeslauf der Wehrmacht mit brutaler Konsequenz auf die Deutschen zurückschlug. Ohne den Waffengang, der von deutscher Seite vor allem im Osten als Rassen- und Vernichtungskrieg geführt worden war, wäre es nicht zu millionenfacher Flucht und Vertreibung gekommen. Der Zweite Weltkrieg und die nationalsozialistischen Verbrechen waren unmittelbarer Anlaß für die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten.

Wenn wir Deutschen uns an das furchtbare Schicksal unserer Vertriebenen erinnern, dann ist es unverzichtbar, daß wir dabei immer klar machen, daß ihr Los nichts Singuläres in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts war. Das ist der Gedanke, der im Haus der Geschichte konzipierten Ausstellung zugrunde liegt – und übrigens auch der Ausstellung „Erzwungene Wege“, die der „Bund der Vertriebenen“ zur Zeit im Berliner Kronprinzenpalais zeigt. Darüber hinaus wird dieses Motiv die Bundesregierung bei ihrem Vorhaben leiten, in der Hauptstadt im Rahmen des „Europäischen Netzwerkes Solidarität“ ein „Sichtbares Zeichen“ zur Erinnerung und zur Ächtung von Vertreibungen zu setzen. Die Ausstellung des „Hauses der Geschichte“ soll dabei das Herzstück bilden; dort fehlende, doch in der Ausstellung des „Bundes der Vertriebenen“ ergänzend dargestellte Themen werden geprüft und gegebenenfalls hinzugefügt. Wichtig ist, daß die europäische Perspektive hinreichend deutlich wird. Wir müssen uns als Deutsche und als Europäer erinnern, am besten erinnern wir uns gemeinsam ...

„Drittes Reich“ und Holocaust gehören zum festen Bestand der deutschen Erinnerungskultur. Die Erinnerung an sie ist Teil unserer Identität. Seit der Wiedervereinigung ist neben diese Erinnerung das Gedenken an die Opfer des SED-Regimes getreten. Auch sie dürfen wir nicht vergessen. Auch das ihnen zugefügte Leid müssen wir im kollektiven Gedächtnis bewahren. Wie im Fall des Hitlerreiches muß auch im Hinblick auf die DDR Unrecht genannt werden, was Unrecht war. Das sind wir nicht nur den Opfern schuldig, sondern auch unserem eigenen Geschichtsbewußtsein. Wir sind verpflichtet, es zu pflegen, weil wir sonst unsere Identität verlieren.

Zur Pflege unseres Geschichtsbewußtseins gehört es übrigens auch, an die weißen Traditionslinien unserer Vergangenheit zu erinnern. Bisher habe ich nur über die schwarzen Linien gesprochen. Aber gerade an diesem Ort kommen uns allen einige der hellen Seiten unserer Geschichte in den Sinn. Denn Weimar erinnert uns nicht nur an unsere größten literarischen Klassiker, an Goethe und Schiller, sondern auch an unserer erste Demokratie. Daß die Weimarer Republik scheiterte, entwertet diesen ersten Versuch einer freiheitlichen Demokratie in Deutschland nicht. Er gehört zu den Sternstunden unserer Geschichte und muß uns im Gedächtnis bleiben, wenn wir unsere Identität bewahren wollen. Verstehen Sie mich recht, meine Damen und Herren: Ich sage nicht, daß es Aufgabe einer staatlichen Pflege des Geschichtsbewußtseins ist, eine stromlinienförmige Identität zu erzeugen. Das wollen nur totalitäre Regime erreichen. In einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft kann die Aufgabe von Gedenkstätten und Museen, aber auch des Geschichtsunterrichts, nur darin bestehen, zum Nachdenken über Identität und Geschichte anzuregen ...

*

Das vollständige Manuskript der Weimarer Rede finden Sie auf unserer Internetseite: www.preussische-allgemeine.de

Er bleibt unser

Gradlinig und unbeirrt: Zum Tode des schlesischen Vertriebenen-Politikers Herbert Hupka

Von Bernhard Knapstein

Ein Mann wie Herbert Hupka ließ sich von widrigen Umständen nicht beirren – sein ganzes 91jähriges Leben blieb er engagiert und aufrichtig.

Hupka wurde am 15. August 1915 in britischer Kriegsgefangenschaft auf Ceylon als Sohn einer protestantischen Mutter jüdischer Abstammung und eines deutschen Hochschullehrers geboren. Hupka, dessen Vater nach Kriegsende auf der Rückreise von Ceylon verstarb, wuchs im katholisch geprägten oberschlesischen Ratibor auf. Nach dem Abitur studierte er in Halle an der Saale und in Leipzig Geschichte, Germanistik und Geographie und wurde anschließend zum Dr. phil. promoviert.

In der Zeit des Nationalsozialismus war der Katholik und Zentrumsanhänger wegen seiner jüdischen Wurzeln dem NS-Rassenhaß ausgesetzt Im Krieg diente Hupka zunächst in der Wehrmacht, wurde aber 1944 nach einem diskriminierenden Urteil als „wehrunwürdig“ entlassen. Das NS-Regime stufte seine Mutter als Halbjüdin ein und internierte sie im KZ Theresienstadt. Mutter und Sohn überlebten Nationalsozialismus, Krieg und auch die anschließende Vertreibung aus Oberschlesien.

In München konnte der Historiker als Rundfunk-Journalist Fuß fassen und erarbeitete sich unter anderem in den 60er Jahren die Position des Programmdirektors von Radio Bremen.

Für Hupka war es keine Frage, sich für die Vertriebenen zu engagieren. Bereits kurz nach Aufhebung des Koalitionsverbotes 1948 beteiligte er sich an der Gründung der Schlesischen Landsmannschaft – 20 Jahre später wählten die Schlesier den Sozialdemokraten Hupka zu ihrem Bundesvorsitzenden; SPD-Mitgliedschaft und Vertriebenenpolitik waren damals noch kein Widerspruch.

In Konflikt mit allen Parteien wegen der Ostpolitik

Nur ein Jahr darauf, 1969, zog Hupka erstmals in den Deutschen Bundestag ein. Doch die Umstände wollten es, daß der Sozialdemokrat sofort in Konflikt mit der neuen Ostpolitik geriet. 1970 rief der Bundestagsabgeordnete, der auch als Pressesprecher des Kuratoriums Unteilbares Deutschland“ wegen seiner Haltung ins Kreuzfeuer des „Spiegel“ und anderer Medien geraten war, mit weiteren Parlamentariern zum demokratischen Ungehorsam und zum Widerstand gegen die Polenpolitik der Bundesregierung auf. Ein Paukenschlag.

Die politische Linke begann die Vertriebenen und Hupka, der zu diesem Zeitpunkt bereits Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen war, politisch anzugreifen.

Hupka, der in der SPD zusehends in die politische Isolation geriet, verließ 1972 seine Partei „mit Bedauern“ und wechselte zur Union.

Der Abgeordnete vertrat im Bundestag bis 1987 die vertriebenenpolitischen Positionen seiner Partei. Doch spätestens seit 1986 waren auch die innerparteilichen Auseinandersetzungen in der CDU um die Ostpolitik offenkundig. Zum Eklat kam es schließlich, als 1985 der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl solange die Festansprache auf dem Schlesiertreffen ablehnte, bis die Landsmannschaft ihr Motto „Schlesien bleibt unser!“ abgeändert hatte.

So widrig die Verhältnisse für Hupka auch waren, stets blieb er seinem Kampfesmut treu. Der Mauerfall und der Zusammenbruch der kommunistischen Sy-



Am 24. August 2006 verstorben: Herbert Hupka Foto: pa

steme im Osten brachten allerdings für den bereits betagten, aber geistig hochflexiblen Hupka nicht nur in der Bundesrepublik die Wende. Er erkannte die neuen Chancen für die Vertriebenen in Schlesien und setzte sich für einen intensiven Prozeß der Verständigung und Annäherung mit den heute dort lebenden Menschen ein. Anders als alte Parteifreunde in CDU und SPD setzte er dabei auf einen wahrhaften Umgang mit der Geschichte, bei der weder deutsche noch polnische Verbrechen ausgeblendet werden sollten. Ein Verhalten, das von der politischen Linken lange nicht verstanden worden war, da diese auch hinter der Dialogpolitik einen Ostlandreiter-Revanchismus witterte.

Der für seinen Drang nach historischer Wahrhaftigkeit hierzulande von Vertretern der Kollektivschuldthese als unverbesserlicher Querkopf Gescholtene, erhielt für sein Wirken in seiner heute polnischen Heimatstadt Ratibor den Ehrentitel des „verdienten Bürgers“. Hupka, der auch über das 90. Lebensjahr hinaus noch als Schriftsteller aktiv war und zahlreiche Bücher zur ostdeutschen Kulturgeschichte herausgegeben hat, hatte die meisten seiner Weg- und Streitgefährten überlebt. Anders als vielen war es ihm vergönnt, an einer europäischen Lösung der Vertriebenenfrage noch aktiv mitzuwirken.

Die Schulden-Uhr:

Zu viel Geld bei der BA

Kaum ist mal irgendwo Geld in der Kasse, überschlagen sich die Politiker mit Ideen zur dessen Verwendung. Haushaltssanierung, Beitragssenkung, Ausbildungsprogramm sind hier nur einige Stichworte für den Einsatz des Überschusses der Bundesagentur für Arbeit (BA). Gern wird jedoch vergessen, daß gut ein Drittel des neun Milliarden Euro Überschusses aus der Einmalzahlung durch Änderung des Zahlungstermin stammen. Die anderen sechs Milliarden Euro gehören den Beitragszahlern.

1.521.228.437.498 €

(eine Billion fünfhunderteinundzwanzig Milliarden zweihundertachtundzwanzig Millionen vierhundertsiebenunddreißigtausend und vierhundertachtundneunzig)

Vorwoche: 1.519.951.530.468 €
Verschuldung pro Kopf: 18.439 €
Vorwoche: 18.423 €

(Stand: Dienstag, 29. August 2006, www.steuerzahler.de)

Vor- oder Schadenfreude?

Von HARALD FOURIER

Beim Klaus Wowereits letztem Wahlkampfauftritt in Pankow fing es an zu regnen. Er reagierte so, als habe er nur darauf gewartet. Blitzschnell ließ er seine Wahlhelfer Einweg-Pelerinen verteilen. „Die SPD hat an alles gedacht", ließ er seine Zuhörer wissen.

Ob das stimmt? Hat die SPD alle Eventualitäten eingeplant? Es kann schließlich gut sein, daß die Wähler sich gegen ein eindeutiges „Weiter so" des rot-roten Senats entscheiden.

Nach den jüngsten Umfragen liegt die SPD mit 32 bis 33 Prozent einsam an der Spitze. Die Linkspartei/PDS steht bei 16 Prozent auf dem dritten Platz, den auch die Grünen unbedingt erreichen wollen (14 bis 16 Prozent). Die CDU dümpelt bei elenden 21 Prozent. Hinten die FDP mit acht oder neun und die Sonstigen mit sieben Prozent.

Mit ein bißchen Glück kann Klaus Wowereit es sich also aussuchen, ob er mit der PDS oder den Grünen regiert. Und das ist auch sein Ziel, denn er sagt, er wolle eine Zweier-Konstellation und keine wie auch immer gesprenkelte „Ampel".

Der Chef der grünen Bundestagsfraktion, Fritz Kuhn, verkündete deswegen auch am Montag zuversichtlich, er sehe „gute Aussichten, bei den Landtagswahlen in Berlin wieder in die Regierung zu kommen". Intern hat der Streit über die Verteilung der Senatorenposten bereits begonnen. Vorfreude ist eben die schönste Freude.

Oder war es doch die Schadenfreude? Friedbert Pflüger könnte derjenige sein, auf den der Satz zutrifft: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Sollten die Wähler ihn nicht zum Bürgermeister machen, dann will er trotzdem sein Amt als Staatssekretär im Verteidigungsministerium niederlegen und Führer der Berliner Landesopposition werden. Sagt er – jedoch: Wenn er so oder so in die Landespolitik wechseln will, warum dann nicht gleich jetzt, sondern erst nach der Wahl?

In der CDU wird unter der Hand gemauschelt, daß es um seinen Wahlkreis in Neukölln schlecht bestellt sei. Wenn Pflüger dort unterliegt, dann kann er gar nicht CDU-Fraktionsvorsitzender im Berliner Abgeordnetenhaus werden. Ohne den Posten in der Bundesregierung stünde Friedbert Pflüger dann ganz mit leeren Händen da.

Daß er Bürgermeister wird, damit rechnet kaum jemand in der Stadt. Dazu müßten die Grünen mit ihm und der FDP eine „schwarze Ampelkoalition" bilden. Und dieses Bündnis müßte mehr Stimmen erhalten als SPD und Linkspartei zusammen.

Der Joker ist und bleibt die WASG, die zum Geburtshelfer der ersten Regierung mit FDP-Beteiligung seit 1989 werden könnte. Gelingt ihr der Einzug ins Parlament, so könnte Wowereit doch noch zu einer Dreierkoalition gezwungen sein.

Die Furcht vor dem großen Nichts

»Kunsthalle« oder »Bundesrasenschau«: Was wird aus dem Berliner Schloß-Areal bis zum Baubeginn?



Hier ersteht das Berliner Stadtschloß ab 2012 neu: Der „Palast der Republik" wird kommendes Jahr ganz verschwunden sein.

Foto: Voss

Von PETER WESTPHAL

Vor dem Jahr 2012 rechnen weder die Stadt Berlin noch die Initiatoren des Schloßneubaus, allen voran Wilhelm von Boddien, damit, daß mit dem beschlossenen Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses begonnen werden kann. Boddien ist Geschäftsführer des „Fördervereins Schloß". Nutzungskonzepte und die Größe des Baus, der nicht das komplette alte Schloß umfassen wird, sind noch zu klären. Dann bleibt die Frage der Finanzierung: Veranschlagt sind 670 Millionen Euro, von der das Land Berlin etwa 30 Prozent, und der Bund etwa 70 Prozent übernehmen sollen. Aber auch das ist noch nicht endgültig, denn diese Verteilung ist abhängig von der anteilsmäßigen Nutzung durch Bundes- und Landeseinrichtungen.

Voraussetzung für den Neubau ist natürlich die Entsorgung des DDR-Erbes auf dem Schloßareal, des „Palastes der Republik". Ursprünglich sollte der häßliche Koloß im Frühjahr 2007 vollständig abgerissen sein. Der Abriß zieht sich jedoch durch weitere Asbestfunde in der Dachkonstruktion um mindestens drei Monate in die Länge. Nach Aussagen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung sind weitere Verzögerungen von bis zu einem Jahr nicht auszuschließen. Damit steigen die Entsorgungskosten für den sozialistischen Klotz. Hatte sich die ursprünglich auf 20 Millionen Euro veranschlagte Summe für den Abriß zwischenzeitlich halbiert, weil der „Rückbau" doch billiger erschien als zunächst befürchtet, droht nun wieder eine Erhöhung der Abrißkosten – und das, nachdem in den vergangenen Jahren schon 85 Millionen Euro zur Asbestsanierung investiert worden waren. Sollte sich Asbest auch in den Zwischendecken finden, müßten neue Technologien eingesetzt werden; die Platten dürften dann nicht herausgebrochen, sondern müßten vorher aufwendig perforiert werden, bevor man sie entfernt.

Noch bevor allerdings die Palast-Ruine aus dem Herzen Berlins verschwunden ist, wird heftig darüber diskutiert, was mit der Fläche bis zum Jahr 2012 geschehen soll. Am 22. September wählt das vom Berliner Senat beauftragte Preisgericht den Sieger des Wettbewerbs zur „Freiraumgestaltung des Schloßareals". Von den ursprünglich 83 teilnehmenden Büros für Stadtplanung und -gestaltung nahmen die Juroren 25 Entwürfe in die engere Wahl, die sie nun in einer überarbeiteten und konkretisierten Fassung erneut prüfen.

Nach den Vorgaben des Senats soll eine gigantische Grünfläche entstehen, mitten darin die Info-Box, wo die Besucher sich von dem Neubau mit Schloßfassade, der den Namen „Humboldt-Forum" tragen soll, ein Bild machen können. Vertreter der Kultur- und Kunstszene sind mit den Planungen für die Zwischennutzung des Areals bis zum Baubeginn indes alles andere als zufrieden und befürchten eine riesige Leere.

Das Kunstmagazin „Monopol" rief daher einen Architektenwettbewerb aus, um, wie das Blatt verbreitete, eine fünfjährige „Bundesrasenschau" in Berlins Mitte zu verhindern. Die Kunstkritiker ermunterten namhafte Büros, Entwürfe für eine „Kunsthalle der Moderne" auszuarbeiten, die in der Zwischenzeit hier errichtet werden solle. Auch das renommierte Hamburger Architektenbüro „Gerkan, Marg und Partner", das zuletzt den neuen Berliner Hauptbahnhof gebaut hatte, reichte einen Entwurf ein.

Florian Illies, Herausgeber von „Monopol" und erklärter Schloßbefürworter, begründet seine Aktion damit, daß Berlin – „historisch einmalig" – zu einem „Dreh- und Angelpunkt der zeitgenössischen Kunstszene geworden ist". Doch für die in Berlin entstehende Kunst gebe es zu wenig Ausstellungsfläche. Zudem sei es ein „Skandal", „wenn nach dem Abriß lediglich ein Staatsrasen ausgerollt wird". Bis zum Bau des Humboldt-Forums, so Illies, müsse „dieser vielleicht wichtigste Platz der Nation" mit „Lebendigkeit, Kühnheit, Experiment" gefüllt werden, und „das alles leistet die zeitgenössische Kunst". Natürlich soll dadurch auch die Idee beflügelt werden, „der zeitgenössischen Kunst auf Dauer eine Heimat auf dem Schloßplatz zu geben" – soll heißen: in dem geplanten Schloßneubau, dem „Humboldt-Forum". Die Presseresonanz auf seinen Vorstoß ist beachtlich. Eine Unterstützerliste für das „Museum auf Zeit für die Kunst von heute" vereint eine Menge prominenter Namen aus dem Kulturbetrieb, etwa die einstige Kulturstaatsministerin Christina Weiss. Auch der Präsident der „Stiftung Preußischer Kulturbesitz", Klaus-Dieter Lehmann, begeistert sich dafür.

Dennoch scheint mehr als fraglich, ob aus den ehrgeizigen Plänen zur Zwischennutzung des riesigen Areals etwas wird. Schloß-Initiator Wilhelm von Boddien bewertet die Aktion der Zeitschrift „Monopol" lediglich als gelungene PR-Geschichte, die aber völlig unrealistisch sei und von der Wirklichkeit noch im September beerdigt werde.

Boddien verweist in diesem Zusammenhang auf ein dreitägiges – nicht öffentliches – Symposium zur Rekonstruktion des Schlosses, das vom 8. bis 10. September von der Internationalen Bauakademie Berlin unter intensiver Mitwirkung staatlicher Stellen veranstaltet wird. Beobachter gehen davon aus, daß hier nicht mehr herauskommen dürfte als die Installation jener endlosen Grünfläche, der befürchteten „Bundesrasenschau" eben, die den Ort mit gähnender Leere füllt, bis der Schloßneubau endlich beginnt.

CDU setzt auf Schwarz-Rot in Schwerin

Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern am 17. September: Unionskandidat Seidel glaubt an die Rückkehr zur Macht

Von MARKUS SCHLEUSENER

Jürgen Seidel gab sich sehr zuversichtlich. „Wir führen in den Umfragen" verkündete er vor der Hauptstadtpresse. Das ist gerade mal drei Wochen her. Der 58jährige CDU-Spitzenkandidat und Landrat im mecklenburgischen Waren/Müritz war eigens nach Berlin gekommen. Gemeinsam mit Parteifreund Friedbert Pflüger berichtete er von seinen Erfolgen im Wahlkampf. (Pflügers Prognosen hinsichtlich seiner eigenen Aussichten klangen schon damals weniger optimistisch.) Seidels CDU lag mit 33 Prozent vor der SPD, die auf 29 Prozent kam. Die Linkspartei war bei 22 Prozent festgenagelt.

Die rot-rote Schweriner Landesregierung plakatiere „Erfolg fortsetzen", berichtete Seidel empört. Und das trotz der großen Unzufriedenheit im Land. 87 Prozent nennen die Arbeitslosigkeit (Arbeitslosenrate 18,1 Prozent) als größtes Problem. Die Regierung sei unfähig, so Seidel. „Rot-rot will Schlüsseltechnologien verstaatlichen und vergießt Krokodilstränen, wenn BMW sich dann entscheidet, nicht nach Mecklenburg-Vorpommern zu kommen."

Thema Bildung: Hier setzt die Union auf das Motto „Bildung statt Schulsterben". Seidel sprach vom Bildungschaos. Schule solle wieder auf das wirkliche Leben vorbereiten. Es dürfe nicht sein, daß über 20 Prozent der Schulabgänger keinen Abschluß hätten, weil sie die Schule abbrechen.

Befeuert von all den Problemen sah sich der CDU-Spitzenmann schon auf der Zielgeraden zum Machtwechsel. Inzwischen hat sich die Stimmung in Seidels Bundesland gedreht. Verärgerung über die CDU-geführte Bundesregierung macht sich breit. Und das wirkt sich jetzt auch auf die Landtagswahlprognosen in Mecklenburg-Vorpommern aus. Vergangene Woche wurden zwei Umfragen veröffentlicht, von denen eine die SPD vorn sieht. Laut „Infratest dimap" wollten 31 Prozent SPD, 30 Prozent CDU und 23 Prozent Linke/PDS wählen, „Emnid" immerhin sah die CDU noch mit 31 Prozent gegenüber 28 (SPD) und 23 (PDS) klar als stärkste Partei.

In Schwerin kursieren Spekulationen, daß die SPD den Koalitionspartner nach der Wahl austauscht. Bis Wochenbeginn hatten sich die SPD-Genossen nicht festgelegt. So scheint eine Große Koalition wie vor 1998 plötzlich wieder möglich.

Das Ende der ersten rot-roten Koalitionsregierung auf Landesebene wäre ein herber Rückschlag für die Linkspartei. Allerdings wird Ministerpräsident Harald Ringstorff wohl nur dann die CDU ins Boot holen, wenn sie schwächer ist als die SPD und nicht seinen Posten fordert.

Das Land Mecklenburg-Vorpommern hängt am Tropf des Bundes und der anderen Länder. Egal, welche Partei nach dem 17. September den Regierungschef stellt – daran wird sich nicht viel ändern.

Die Region ist wie kaum eine andere in Deutschland vom Bevölkerungsschwund betroffen. Das Land hat ohnehin schon die niedrigste Siedlungsdichte der Republik, massive Abwanderung und eine Geburtenrate von nur 1,25 Kindern pro Frau sorgen für weitere Auszehrung. 1990 hatte das Land noch fast zwei Millionen Einwohner. Jetzt sind es gerade 1,7 Millionen. Ausgehend vom Jahr 2000 wird die Zahl der Erwerbstätigen bis 2020 um über 14 Prozent sinken, besagt eine Prognose.

In ihrem Wahlprogramm versucht die CDU, das beste aus der Misere zu machen: „Aufgrund des immer weiter sinkenden Anteils junger Menschen in unserer Bevölkerung sind wir in den kommenden Jahren darauf angewiesen, die Erfahrungen älterer Arbeitnehmer stärker als bisher zu nutzen." Die SPD räumt offen ein, daß ihre Politik die Menschen nicht halten konnte und gibt resigniert zu: „Gerade junge Menschen haben Ostdeutschland verlassen, um anderswo eine berufliche Perspektive zu suchen."

Mit genau diesen Problemen hat auch Kathrin Knuth zu kämpfen. Sie ist Landrätin in Seidels Nachbarkreis. Ihr Mecklenburg-Strelitz-Kreis hat „nur" fünf Prozent seiner Einwohner zwischen 1990 und 2004 verloren. Zwischen 2001 und 2020 wird aber ein Rückgang von 21 Prozent vorhergesagt.

In einem weiteren Kreis der Umgebung beträgt der Rückgang „nur" 20 Prozent. Mecklenburg-Strelitz profitiert nämlich von Einwohnern aus Neubrandenburg, die ins Umland ziehen.

Kathrin Knuth muß den kommenden Bevölkerungsschwund bewältigen. Mecklenburg-Strelitz hat noch 84 000 Einwohner „und 380 Seen", wie sie sagt. „Wir leben da, wo andere Urlaub machen", sagt sie trotzig. Es klingt wie eine Durchhalteparole

Die Zahl der Schüler in Mecklenburg-Strelitz ist allein von 1996 bis 2006 von 13 560 auf 7400 zurückgegangen. Die Zahl der Berufsschüler wird von 2001 bis 2011 von 17 000 auf etwa 5 500 schrumpfen, lautet die Voraussage. Die Folgen sind klar: Schulschließungen. Aber das ist den betroffenen Bürgern nur sehr schwer zu vermitteln. Abhilfe wird nur private Initiative schaffen können. Als Reaktion auf das Schulsterben hat auf dem Land bereits eine Gründungswelle von Privatschulen eingesetzt.

Zeitzeugen



Mao Tse-tung – Der Große Vorsitzende der Kommunistischen Partei Chinas (1893–1976) vertrieb die alten Machthaber Chinas und übernahm nach Jahrzehnten des Bürgerkriegs 1949 die Macht im Land. Der Gründer der Volksrepublik China regierte diktatorisch. Ideologische Kampagnen wie „der große Sprung" und die „Kulturrevolution" kosteten Millionen Chinesen das Leben.

Lin Biao – Ohne die militärischen Fähigkeiten des Marschalls (*1907) wäre Mao nie der Sieg über die Truppen der Kuomintang gelungen: Mit der Eroberung der Mandschurei 1949 übernahmen die Kommunisten die Macht. Lin Biao galt lange Zeit als Maos Nachfolger. 1971 kam er bei einem ungeklärten Flugzeugabsturz ums Leben.



Maos Witwe Jiang Qing – Die 1914 geborene Schauspielerin entdeckte im „proletarischen Theaterverband" ihr Interesse für Politik. 1933 trat sie der Kommunistischen Partei Chinas bei, über die sie Mao Tse-tung kennenlernte, und den sie 1939 heiratete. Schnell gewann Maos vierte Frau an Macht, ließ ihr nicht genehme Künstler hinrichten und versuchte alles, was an das kaiserliche China erinnerte, zu vernichten. Als Mitglied der sogenannten Viererbande wurde sie nach dem Tod Maos 1976 verhaftet. Kurz nach ihrer Freilassung 1991 beging sie Selbstmord.

Tschiang Kai-schek – Nach dem Tod Sun Yatsens, dem Gründer der nationalen Kuomintang-Partei, wurde der 1887 geborene General 1925 sein Nachfolger. Doch die Kommunisten bedrohten seine Macht. Es kam zum Bürgerkrieg. Ein Krieg gegen Japan zwang 1937 zum Bündnis mit Mao, das 1949 endgültig zerbrach. Tschiang floh in den Süden und gründete dort die Republik China, Taiwan.



Deng Xiaoping – Unter dem Namen Xixian geboren, nannte er (* 1904) sich später selber Xiaoping, kleiner Frieden. Nach dem Tod Maos übernahm der von ihm mehrfach verbannte, einstige Anhänger die indirekte Führung der Kommunistischen Partei Chinas und somit die Macht im Land. Auch wenn Deng Xiaoping jegliche Rufe nach politischer Freiheit im Keim erstickte, so führte sein Realitätsbewußtsein dazu, dem Land ein exorbitantes Wirtschaftswachstum zu bescheren.

Maos Erben

Nach außen hin gibt sich China westlich, doch nur die Oberfläche glitzert

Von Albrecht Rothacher

Heute hat es sich Maos Enkelgeneration an der Macht wohlig eingerichtet. Die Mörder aus der Zeit der Kulturrevolution und der Niederschlagung der Demokratiebewegung vom Tiananmen (1989) sind unter ihnen. 30 Jahre nach dem Tod Mao Tse-tungs herrscht die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) unangefochten, aber nicht mehr so totalitär wie früher. Sie räumt individuelle und wirtschaftliche Freiheiten ein, besteht jedoch weiter kompromißlos auf ihrem Machtmonopol. Das Militär, die Justiz, der ganze Staatsapparat bis ins letzte Dorf, die Gewerkschaften, Universitäten, Medien, alle religiösen und weltlichen Organisationen werden von ihr weiter streng kontrolliert. Alle Bestrebungen der Unabhängigkeit – seien es die papsttreue katholische Kirche, die Falun Gong Sekte oder freie Gewerkschaften – werden rücksichtslos verfolgt und zerschlagen. Wenn hochrangige ausländische Besucher um Gnade für im chinesischen Gulag Inhaftierte bitten und entsprechende Namenslisten überreichen, wird meist kühl mitgeteilt, diese seien leider gerade verstorben oder müßten fünf Jahre zusätzlich absitzen. Das soll internationale Kampagnen abschrecken.

Unter den 66 Millionen Parteigenossen gibt es heute schon vier Millionen Unternehmer. Die Privatunternehmer treten hauptsächlich der Partei bei, um ihren Besitz und ihren Status gegen die Willkür örtlicher Parteisekretäre zu schützen, die sie mit Geschenken aller Art bei Laune halten müssen. Auf nationaler Ebene haben sich die technokratischen Spitzenkader um Partei- und Staatschef Hu Jintao mit den „roten Prinzlingen" verbündet, die sich als die privilegierten Söhne der Vorgängergeneration an der Parteispitze das Volkseigentum auf bürokratischem Wege aneignen konnten. So herrscht in China mittlerweile eine Diktatur der Spitzenverdiener („rote Kapitalisten") im Namen des Proletariats ruchlos über 850 Millionen arme Bauern sowie 150 Millionen Tagelöhner und Wanderarbeiter, die alle keinerlei Schutz vor Krankheit, Arbeitslosigkeit, Invalidität und Altersarmut haben.

Wenn Bauern und Hausbesitzer gegen entschädigungslose Enteignungen, Arbeiter gegen monatelang nicht ausbezahlte Löhne und Bergleute gegen menschenunwürdige Ausbeutung untertage protestieren, werden ihre Beschwerden und Petitionen ignoriert, ihre Demonstrationen zerschlagen und ihre Anführer verhaftet und oft genug erschossen.

Der Mythos vom „Großen Steuermann" und die heroischen Märchen vom „Langen Marsch" legitimieren die selbstsüchtige Herrschaft der heutigen Kaderpartei. An einer kritischen Aufarbeitung der historischen Schuld Maos und der KPCh hat die Parteiführung ein genauso geringes Interesse wie postkommunistische Nachfolgeparteien in anderen Teilen der Welt. Heute nutzt die KPCh neben den inhaltsleeren leninistischen Symbolen auch nationalistische Parolen, Appelle an Chinas Größe, die bis 2020 zu erreichende Weltrolle und anti-japanische sowie gelegentlich antiwestliche Ressentiments.

Das soll die Behördenwillkür, die allgegenwärtige Korruption und die eklatanten sozialen und regionalen Gegensätze in einem Land, in dem die industriellen Stundenlöhne zwar „schon" bei 60 Cent liegen, 25 Prozent der Bevölkerung aber noch mit weniger als einem Euro pro Tag auskommen müssen, vergessen lassen. Solange es mit zehn Prozent Wachstum im Jahr wirtschaftlich weiter aufwärts geht, halten die 200 Millionen Angehörigen der neuen Mittelschicht, die der Massenarmut durch harte Arbeit und Sparsamkeit gerade entronnen sind, politisch still. Zu stark ist ihre Angst vor politischen Unruhen und dem Massenterror.

Dabei steht Chinas aktuelles Wachstum auf tönernen Füßen: Es hängt weiter vom Zustrom des Auslandskapitals und der Verarbeitung importierter Rohstoffe und Halbfertigprodukte für die Weltmärkte ab. Die Exportindustrien sind alle in den Küstenregionen, wo qualifizierte Arbeitskräfte knapp werden, konzentriert. Weiter im unterentwickelten Landesinnern sind die Kosten zu hoch.

Bei Absatzkrisen in den Hauptmärkten des chinesischen Exportwunders – Nordamerika, Europa und Japan – würde dem chinesischen Wachstum schnell das Lebenslicht ausgeblasen und seiner wachsenden Hegemonialrolle über die Region – von Korea bis Burma – die Grundlage entzogen. Die korrupte Herrschaft der Partei erschiene dann den chinesischen Massen in einem anderen Licht.

Wie Mao das heutige China sehen würde, ist eine einerseits reizvolle, andererseits müßige Vorstellung. Es würde seiner Eitelkeit schmeicheln, seine Partei noch an der Macht zu sehen. Da er nie Mitleid mit dem Leiden seiner Opfer empfand, würde er über die sinnlosen millionenfachen Massenmorde seiner Herrschaft kein Bedauern empfinden. Damals hatte er blühende Metropolen, wie das kosmopolitische Schanghai von 1949, zu öden Industriestädten mit blauen Arbeitssklaven reduziert.

Der Beginn der Aufarbeitung von Maos Untaten würde in der Tat das Ende der kommunistischen Herrschaft in China bedeuten. Ein demokratisches, rechtsstaatlich verfaßtes China könnte wie Taiwan in seiner eigenen Entwicklung, aber auch in Ostasien und in der Weltwirtschaft eine wesentlich konstruktivere Rolle spielen.



Der Schein trügt: Nur wenige profitieren vom Wachstum. Foto: Corbis

Ein-China-Politik

Die „Volksrepublik China" (VRC) vertritt die Auffassung, daß sie der einzig legitime chinesische Staat sei und es sich bei der nach dem Sieg der Kommunisten auf dem Festland 1949 gegründeten „Republik China" auf der Insel Taiwan (Formosa) nur um eine „abtrünnige Provinz" handele. Daher geht Peking grundsätzlich keine diplomatischen Beziehungen mit Staaten ein, die ihrerseits diplomatische Beziehungen zu Taiwan unterhalten. Nachdem ab den 70er Jahren auch immer mehr westliche Länder den direkten Kontakt zu Rot-China suchten, sind von Taiwan fast alle Botschaften abgezogen, auch die der Bundesrepublik Deutschland. Bestrebungen taiwanesischer Wiedervereinigungsgegner, ihre Insel offen zum souveränen Staat zu erklären, haben mehrfach zu schweren Verstimmungen zwischen beiden chinesischen Regierungen geführt.

Taiwan unterlief die „Ein-China-Politik" Pekings, indem es in aller Welt „Wirtschafts- und Kulturbüros" eröffnet hat, die als Vertretungen fungieren, ohne die Gastländer in diplomatische Verwicklungen mit der VRC zu stürzen. *H. H.*

Deutschlands letzter Maoist

Stefan Engel (*1954) könnte man als den letzten deutschen Maoisten bezeichnen. Zumindest kommt er dem, was man unter Maoismus versteht, wohl am nächsten.

Der Vorsitzende des „Zentralkomitees der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands" (MLPD) entstammt dem Dunstkreis um den kommunistischen Chefideologen Willi Dickhut.

Engels heutige MLPD ist also ein Brösel des in zig „K-Gruppen" zerfallenen „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes" (SDS), denen auch Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt und Ex-Umweltminister Jürgen Trittin irgendwie zuzurechnen waren. Die MLPD strebt auf der Basis der Theorien von Marx, Engels, Lenin, Stalin und Mao den „echten Sozialismus" an. Die im Industriekessel von Gelsenkirchen beheimatete Partei schimpft dabei auf die Zerstörung der sozialistischen Bewegung durch die

Zehntausende wählen Kommunisten

Poststalinisten. Mit „proletarischer Denkweise" soll der Weg zurück gefunden werden in jene Zeit, in der auch die großen Massenliquidierungen en vogue waren. Nimmt man die Wahlen als Indikator für neo-maoistisches Denken, so haben sich zur Bundestagswahl 2005 immerhin 45 238 Deutsche durch ihr Kreuzchen dem Proletariat zugerechnet. In den Industriegroßstädten von Nordrhein-Westfalen hat die MLPD mit einem Vermögen von über zwölf Millionen Euro 2004 immerhin 14 kommunale Mandate erringen können. Über allem thront Engel, der große Parteiführer und Treuhandvermögensverwalter, dessen Genossen im vorletzten Sommer Engel als dienstältesten Parteiführer der Bundesrepublik feierten. Dennoch bescheinigt das Bundesamt für Verfassungsschutz dem MLPD selbst in der linksextremistischen Szene ein Isolationsdasein. Dort versteht man die von Engel als notwendig erachtete „Kontrolle der Denkweise insbesondere der leitenden Kader der Partei" zur Vorbeugung vor „revisionistischen Entartungen" (wie Trotzkismus) nicht mehr. Die Kampfzeit ist in Deutschland wohl vorbei, Hartz IV hin oder her, und selbst der letzte Maoist Engel verdingt sich als Mitglied bei „ver.di", jenem kapitalkräftigem Streikverband für die (demnächst) 29-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich. Ein letztes Zucken der maoistischen Widerspruchstheorie? *B. Knapstein*

Als Chinas Diktatur noch sozialistisch war

Von ihrer Gründung 1949 bis zu seinem Tode 1976 bestimmte Mao Tse-tung die Geschicke der Volksrepublik

Wie andere kommunistische oder sozialistische Parteien auch ist die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) aus Widerstand gegen nationale Fremdbestimmung gegründet worden, hat also patriotische Wurzeln. Als sich nach dem Ersten Weltkrieg abzeichnete, daß die China diskriminierenden „ungleichen Verträge" nicht annulliert wurden und Japan sich als Nachfolger des geschlagenen Deutschlands in Shantung festsetzen wollte, entstand die „Bewegung des 4. Mai", die Keimzelle der KPCh. Das gemeinsame Ziel des souveränen Nationalstaates einte die Kommunisten, unter denen Mao Tse-tung von vornherein eine bedeutende Rolle spielte, mit den Bürgerlichen in Sun Yatsens Kuomintang (KMT).

Nach dem Tode Sun Yatsens 1925 übernahm Tschiang Kaischek die KMT, brach mit den Kommunisten, richtete unter ihnen in Schanghai ein Massaker an und verfolgte sie. Auf der Flucht vor ihm unternahmen die Kommunisten 1934/35 den legendenumwobenen „Langen Marsch", der sie von ihrer zentralen Basis in Südostchina im großen Bogen durch Süd- und Westchina schließlich nach Jenan im Norden führte, wo sie sich halten konnten. Nach dem Ausbruch des Chinesisch-Japanischen Krieges, mit dem für manche Forscher der Zweite Weltkrieg beginnt, im Jahre 1937, kam es zu einem Burgfrieden, der nach der Niederringung Japans 1945 endete. In dem nun ausbrechenden Bürgerkrieg obsiegten die Kommunisten. Tschiang Kai-scheks KMT floh nach Formosa, wohin die Kommunisten ihnen wegen der US-amerikanischen Seeherrschaft nicht folgen konnten, und baute auf der Insel einen bürgerlichen Staat auf. Die Kommunisten hingegen gründeten 1949 auf dem Festland die Volksrepublik China.

1960 kam es zum Bruch zwischen Peking und Moskau. Der Grund liegt zum einen in traditionellen russisch-chinesischen Grenzkonflikten, zum anderen in der Frage des richtigen Weges zum Sozialismus. Der russische / sowjetische Kommunismus zeigte Degenerationserscheinungen, die selbst einen Kommunisten wie George Orwell anwiderten und von ihm in der „Animal Farm" („Farm der Tiere") sehr plastisch karikiert worden sind. Dazu gehört die Herausbildung einer sich verkrustenden Hierarchie mit allen möglichen Privilegien und Statussymbolen, und dazu gehört die erklärte Aufgabe des Zieles der Weltrevolution zugunsten einer Koexistenz der Systeme. Diese Degenerationserscheinungen wies Maos chinesischer Kommunismus mit seiner „permanenten Revolution" zumindest der Theorie und dem Augenscheine nach nicht auf, was den Maoismus für viele junge, idealistische Linksintellektuelle attraktiv erscheinen ließ.

Daß die zur „permanenten Revolution" gezählte „Große Proletarische Kulturrevolution" (1966–1969) Hunderttausende oder gar Millionen Menschenleben kostete und Maos Machtsicherung diente, steht auf einem anderen Blatt. Noch mehr Opfer kostete der „Große Sprung nach vorn" (1958–1960). Wie wenige Jahrzehnte vor ihm Stalin zog Mao rücksichtslos ein vollkommen überambitioniertes Industrialisierungsprogramm durch, das die Landwirtschaft katastrophal vernachlässigte und 30 bis 45 Millionen Menschen das Leben kostete.

Seit Maos Tod (1976) verabschieden sich seine Nachfolger zusehends vom Sozialismus, nicht aber vom Herrschaftsmittel der Diktatur. *M. R.*

In Hartz IV abgeschoben

Müntefering fordert Mindestlohn für Gebäudereiniger, doch hier spricht nicht sein soziales Gewissen

Von Bernhard Knapstein

Die Bundesregierung hat beschlossen, den gesetzlichen Mindestlohn, der bisher nur in der Baubranche galt, auf die Berufsgruppe der Gebäudereiniger auszuweiten, für die derzeit ein tariflicher Mindeststundenlohn im Westen von 7,87 Euro beziehungsweise 6,36 Euro im Osten gilt.

Es darf aber bezweifelt werden, daß hinter dieser Maßnahme ein soziales Motiv des Arbeitsministers Franz Müntefering (SPD) steht. Wahrscheinlicher ist, daß durch den Beschluß die Hartz IV-Kasse entlastet werden soll.

Von 2004 auf 2005 brachen die Beschäftigtenzahlen in den Reinigungsberufen nach Angaben des „Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ (IAB) um rund 35 000 (4,5 Prozent) ein, während die Arbeitslosenzahlen in der gleichen Zeit um rund 60 000 (31 Prozent) explosionsartig zunahmen.

Übereinstimmend vermuten sowohl das IAB als auch Christine Sudhop vom „Bundesinnungsverband des Gebäudereiniger-Handwerks“ (BIV) hinter den Arbeitslosen Hartz IV-Empfänger. Nachdem am 1. Januar 2005 das Hartz IV-Gesetz in Kraft getreten war, meldeten sich sprungartig Reinigungskräfte arbeitslos, zum Teil sogar, obwohl sie in Lohn und Brot standen. Dahinter könnte ein System stecken, das im schlimmsten Fall grob etwa wie folgt funktioniert: Reinigungskraft – nennen wir sie Erna Klien – die früher bei der gleichfalls fiktiven Firma Saubermann monatlich 700 Euro verdient hatte, wird von der Firmenleitung darüber unterrichtet, daß sie entweder ihre Arbeit verliert oder aber eine „Lohnerhöhung“ erhält. Klien ist auf das Geld angewiesen und natürlich hätte sie gerne auch etwas mehr in der Tasche. Sie wird nun einvernehmlich gekündigt und meldet sich arbeitslos. Dank Hartz IV erhält sie Arbeitslosengeld II in Höhe von 345 Euro und einen Mietkostenzuschuß in Höhe von 320 Euro. Firma Saubermann bietet ihr nun einen vordergründig legalen Zuverdienst in Höhe von 160 Euro an. Natürlich kann der Stundenlohn nicht besonders hoch sein.

Im Ergebnis sind Erna Klien und Firma Saubermann beide hochzufrieden, denn Erna arbeitet nun wieder die gleiche Stundenzahl, „verdient“ aber 125 Euro mehr als bisher. Firma Saubermann zahlt jedoch nur 160 Euro und eine kleine Sozialabgabenpauschale; den größten Teil des „Gehalts“ zahlt allerdings nunmehr der Hartz IV-Fonds. Wie gesagt, vordergründig legal, denn die Mindestlohnregelung des allgemeingültigen Tarifvertrages der Gebäudereiniger gilt auch für Erna Klien!

Die Branche, so behaupten Eingeweihte, kennt noch andere Tricks. Gängiges Phänomen sind etwa geringfügig Beschäftigte, sogenannte Minijobber, die gleich zweimal für 400 Euro putzen gehen, einmal davon beispielsweise im Namen der Rente beziehenden Großmutter.

Mit der Ausweitung des seit 1997 für die Baubranche gültigen Arbeitnehmer-Entsendegesetzes auf die Gebäudereiniger versucht die Regierung nun, einen der handwerklichen Fehler im Hartz IV-Gesetz schrittweise auszubessern. Im Gespräch für die nächste Stufe der Gesetzesausweitung sind schon jetzt die Friseure und Kassierer im Einzelhandel.

Das Entsendegesetz, das sich eigentlich auf zu Niedrigstlöhnen bezahlte Ausländer bezieht, gibt dem Staat nun Kontrollmechanismen zur Durchsetzung des Mindestlohns an die Hand. Bundesanstalt für Arbeit und Zoll werden durch das Gesetz nämlich ermächtigt, mittels Kontrollen die Einhaltung des Mindestlohns durchzusetzen. Die jetzt beschlossene Ausweitung des gesetzlichen Mindestlohns steht allerdings aus verschiedenen Gesichtspunkten in der Kritik. Während Oskar Lafontaine von der Linkspartei begrüßt, daß „Franz Müntefering nun die Position der Linken übernimmt“, ihm aber halbherziges Vorgehen vorwirft, kritisiert Rainer Brüderle von den Liberalen das Gesetzesvorhaben scharf als „maximalen Unsinn“. Deutschland brauche „mehr Markt, nicht mehr Marx“, so der FDP-Wirtschaftsexperte.

Mehr Geld durch Kündigung: Wehren zwecklos Foto: ddp

Doch losgelöst von der Frage nach dem „ob“ des Mindestlohns, stellt sich die Frage nach der Durchsetzbarkeit.

Beispiel Bau: Das Entsendegesetz spielt hier in der Praxis keine Rolle, wie Kenner der Branche erklären. Bauunternehmer Joseph Schmitz (Name geändert) läßt gegenüber der *PAZ* keinen Zweifel an der Lebenswirklichkeit. Der Bauherr kaufe im Zweifel das günstigste Haus. „Der Wegfall der Eigenheimzulage und die Erhöhung der Mehrwertsteuer verschärfen die Situation sogar noch“, meint Schmitz. Er und die Konkurrenz würden ihre polnischen Subunternehmer jedenfalls nicht nach den Löhnen ihrer Mitarbeiter fragen und für den Staat sei das sowieso nicht zu kontrollieren.

Bei den rund 850 000 Gebäudereinigern wird es ähnlich aussehen, vermutet Christine Sudhop vom Bundesinnungsverband.

Der Mindestlohn werde schon jetzt durch eine spürbare Zunahme von billigen, weil selbständigen „Einzelkämpfern“ unterwandert. Gemeint ist das Ein-Mann-Unternehmen, bei dem der „Geschäftsführer“ selbst den Schrubber schwingt. „Putzen darf heute jeder“, erklärt Sudhop.

Die Ausweitung des Entsendegesetzes wird hier wohl nicht im Übermaß Arbeitsplätze vernichten, wie es die FDP befürchtet, aber es wird die Verhältnisse auf dem Markt durch Zunahme von Selbständigen und Scheinselbständigen maßgeblich verändern. Vor allem erwarten Experten, daß die Illegalität in der Entlohnung künftig nicht mehr eine Ausnahme sein, sondern zur Regel werden wird.

Brennpunkt Afghanistan

Die Heftigkeit, mit der die Gefechte mit den radikal-islamischen Rebellen in Südafghanistan zur Zeit toben, hat selbst Pessimisten überrascht. Vor einem Monat hat die Internationale Schutztruppe Isaf das Kommando für die Region übernommen. Nun kommt es fast täglich zu schweren Gefechten zwischen Taliban und Soldaten der internationalen Friedenstruppe.

Fast folgerichtig hieß es im Hauptquartier der „Internationalen Schutztruppe“ in Kabul, die Bundeswehr-Truppen im Norden hätten Kapazitäten und Fähigkeiten, die auch im Süden gebraucht werden. Deutschland werde von anderen Isaf-Nationen kritisch betrachtet, weil die Bundeswehr nur im verhältnismäßig ruhigen Norden des Landes und in der Hauptstadt Kabul stationiert ist, während andere Nationen schwere Verluste im Süden erlitten.

Bundeswehr soll laut Isaf in den gefährlichen Süden

Isaf-Kommandeur David Richards hatte vor der Kommandoübernahme im Süden gesagt, er habe die Freiheit, die 18 000 Isaf-Soldaten dort einzusetzen, wo es militärisch Sinn mache. Dazu hätten sich die Truppensteller bereit erklärt. Die Begehrlichkeiten der Isaf-Führung, frische Truppen für die zum Teil schweren Kampfeinsätze im Süden zu bekommen, sind nicht neu. Bereits vor mehreren Wochen hatte Isaf nach deutschen Soldaten gefragt. Die Bitte war jedoch in Berlin auf taube Ohren gestoßen.

Und Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) denkt weiter nicht daran, Soldaten der Bundeswehr im unruhigen Süden Afghanistans einzusetzen. Ein Grund für die deutsche Zurückhaltung, in anderen Teilen als dem Norden Afghanistans aktiv zu werden, sind zum Teil verheerende Ausrüstungsmängel beim deutschen Kontingent. So fehlen geschützte Fahrzeuge. Angesichts der zunehmenden Zahl von Anschlägen im Norden gegen Bundeswehreinrichtungen wurde zwar die Bewaffnung durch zusätzliche Gefechtsfahrzeuge verstärkt. Bewaffnung und Schutz der Soldaten gelten aber immer noch als unzureichend. Durch den Mangel an geeignetem Fluggerät ist auch die Versorgung der Einheiten nicht unproblematisch.

Franz Josef Jung verweigert sich – noch

Für den Isaf-Einsatz dürfte es weitreichende Folgen haben, sollte die Bundesregierung eine mögliche Anfrage der Schutztruppe für einen Einsatz der Bundeswehr im Süden aus Sicherheitsgründen ablehnen. Andere Isaf-Nationen könnten dem Beispiel folgen. Bislang sind vor allem Kanadier, Briten und Niederländer im Süden stationiert. Vom Isaf-Konzept, bereits befriedete Gebiete zu stabilisieren, ist wenig übrig geblieben – die Gewalt ist alltäglich. Zwar tragen die Soldaten den Kampf immer wieder zu den Rebellen. Doch auch die Aufständischen greifen an, obwohl die Isaf-Truppen ihnen militärisch überlegen sind. Sicherheitsexperten sprechen von „menschlichen Wellen“ hunderter feindlicher Kämpfer, die versuchten, Isaf-Außenposten zu stürmen. *J. Schmitz*

Gedanken zur Zeit:

Einheit der Nation war nicht ihre Sache

Von Wilfried Böhm

Die deutsche Wiedervereinigung war im Westen Deutschlands nicht jedermanns Sache, das ist bekannt. Aus sehr unterschiedlichen Motiven hatte man sich mit der Teilung abgefunden oder sah sie nicht als erstrebenswert an. Furcht vor einem starken obrigkeitsstaatlichen Deutschland, wie sie ganzen Generationen junger Deutscher in der Nachkriegszeit eingetrichtert worden ist, konfessionelle Prägungen und der Mißbrauch der Geschichte als ideologische Schlagwaffe im Kampf mit dem politischen Gegner gehörten dazu.

Der Schriftsteller und Fernsehautor Patrick Süskind beschrieb das Lebensgefühl seiner sogenannten 68er-Generation wie folgt: „Ob die Deutschen in zwei, drei oder einem Dutzend Staaten lebten, war uns schnuppe. Am 17. Juni gingen wir baden.“ Die Einheit der Nation, das Nationale überhaupt, sei ihre Sache nicht gewesen: „Wir hielten das für eine vollkommen überholte und von der Geschichte widerlegte Idee aus dem 19. Jahrhundert.“ Die Provence und die Toskana lagen dieser Generation näher als so dubiose Ländereien wie Thüringen, Sachsen oder Brandenburg: „Was hatten wir mit Leipzig, Dresden oder Halle im Sinn? Nichts. Aber alles mit Florenz, Paris, London.“ 1989 habe sie dann „das Erdbeben kalt erwischt“. Für viele dieser Generation war insbesondere der Schriftsteller und Grafiker Günter Grass eine moralische Autorität. Er hat als Literat und stets auf Öffentlichkeit bedachter Intellektueller große prägende Kraft gehabt. Nachdem er nun vom „Flakhelfer“ zum 17jährigen Angehörigen der Waffen-SS geworden ist, nimmt er dafür gewissermaßen die „Gnade der späten Fehlbarkeit“ in Anspruch. Fehlbar war Grass aber auch in seiner Haltung zur deutschen Einheit. Jens Hacker hat in seinen „Deutschen Irrtümern“ schon 1992 darauf hingewiesen, daß Grass noch am 18. Dezember 1989 nach dem von den Deutschen zwischen Rügen und dem Thüringer Wald friedlich

Auch mit der Wiedervereinigung lag Grass falsch

erzwungenen Fall der Berliner Mauer verkündet habe, es sähe wieder einmal so aus, als werde vernunftbestimmtes Nationalbewußtsein von diffusem Nationalgefühl überschwemmt; beklommen bis verschreckt nahmen unsere Nachbarn den rücksichtslos herbeigeredeten Einheitswillen der Deutschen zur Kenntnis.“ Hacker fragte zu recht, ob Grass eigentlich die gewaltlose Revolution und den sich anbahnenden Kollaps der DDR bewußt erlebt habe und warum er sich mit solcher Überheblichkeit und Ignoranz über den Freiheitswillen der Mehrheit der DDR-Bevölkerung hinwegsetze. „Kein deutscher Schriftsteller hat 1989/90 so an den Realitäten vorbeigeschrieben wie Günter Grass“, stellte Hacker fest und bescheinigte dem damaligen „Spiegel“-Chef Rudolf Augstein, daß er in einer Fernsehdiskussion mit Grass zum Thema „Deutschland einig Vaterland“ „mit viel Geduld argumentiert habe“. Besonders der Grass-These, daß es „nach Auschwitz“ keine deutsche Einheit geben solle, widersprach Augstein: „Ich muß allerdings sagen, daß keiner, der direkt nicht betroffen ist, Auschwitz fürchterlicher finden kann als ich. Ich finde nur, wir können es in der praktischen Politik nicht perpetuieren. Das können ja unsere Kinder gar nicht nachvollziehen, das geht nicht.“ Hacker verweist darüber hinaus darauf, daß vor allem Günter Grass „permanent und multimedial“ seine unter historischen, politischen und psychologischen Aspekten verfehlte These von der „Gefährlichkeit eines wiedervereinigten Deutschlands“ verbreiten konnte. Der Eindruck, „er fühle sich von der Geschichte persönlich beleidigt“, offenbare das damalige Stimmungsbild eines guten Teils der deutschen Medien. Unter Hinweis auf Jens Jessen meint Hacker, daß Medienauftritte der deutschen Dichter und Denker zu den „burlesken Szenen am Rande der Wiedervereinigung gehörten“. „Wollte man ihnen glauben, so stünde die deut-

»Wir sind ein Volk!« ähnelte »ein Volk, ein Reich, ein Führer«

sche Nationalgeschichte vor ihrer schlimmstmöglichen Wendung.“ Der politisch erzwungenen Teilung „wurden die Weihen des moralisch Wünschbaren“ verliehen. Man sprach von „Vergangenheitsbewältigung“ und meinte die Sicherung des Status quo für alle Zukunft. Nach und nach gewann die deutsche Teilung die Würde einer nationalen Buße, die für die „Sünden der Vergangenheit zu leisten sei“. So sei im Westen die Wiedervereinigung zu einem Tabu geworden. Fest steht: Eine Kulturnation mit extrem föderalistischer Struktur war, wohlwollend betrachtet, das Höchste, was Grass vielleicht abzuringen gewesen wäre, wenn man seinem Wunsch befolgt hätte, den Rat der Schriftsteller – also seinen – einzuholen.

Doch auch Politiker waren nicht sehr viel klüger. Heiner Geißler, langjähriger Generalsekretär der CDU, hatte angesichts der Wiedervereinigung Anfang der 90er Jahre seine Sorgen: Er freute sich zwar darüber, daß die Revolutionäre des Jahres 1989 Freiheit und Demokratie wollten, aber: „Ich möchte nicht, daß das alles durch schwarz-rot-goldene Fahnen zugeweht wird. Als der Kanzler in Dresden mit Modrow vor der Frauenkirche die große Kundgebung hatte, gab es plötzlich den Slogan: ‚Wir sind ein Volk!‘ Ich hatte diesen Satz zum ersten Mal im Dezember 1989 bei uns im Konrad-Adenauer-Haus (in Bonn) gehört und gesehen. Die Bundesgeschäftsstelle (der CDU) hatte einen Aufkleber mit diesem Satz drucken lassen. Ich weiß noch, daß ich dagegen protestiert habe. Ich hatte den Eindruck, daß auch Helmut Kohl damals Schwierigkeiten damit hatte, ganz im Gegensatz zu Alfred Dregger, der das gut fand. Der Spruch erinnerte mich an ‚ein Volk, ein Reich, ein Führer!‘ Glücklicherweise hat diese Assoziation später weder im Inland noch im Ausland eine Rolle gespielt.“

Soweit Heiner Geißler im Jahr 1993. Die Zeit ist darüber hinweggegangen, über Grass, Geißler und viele andere. Als die Welt im Sommer 2006 zu Gast war in einem freundlichen, heiteren, schwarz-rot-goldenem Land im Herzen Europas – was haben die Bedenkenträger von einst wohl empfunden?

Schlicht, aber immerhin ein Anfang

Orientierungskurse für Ausländer als klischeebehaftet kritisiert – 170 000 absolvierten seit Anfang 2005 Integrationsangebot

Von Rebecca Bellano

„Wer die Pflicht zur Integration nicht erfüllt, muß auch mit Sanktionen rechnen." Auch wenn der bayrische Ministerpräsident Edmund Stoiber zu jenen gehört, die sich am intensivsten zum Thema Integration von Ausländern in die Diskussion einbringen, so haben inzwischen durchaus auch andere Politiker das Thema erkannt. Vor allem in den letzten Monaten ist deutlich geworden, daß es so nicht weitergehen kann. Vorfälle wie die an der Berliner Rütli-Schule offenbaren die Folgen der über Jahrzehnte von Politik und Gesellschaft tolerierten Parallelgesellschaften im Land. Hier ist es Pflicht der Politik, endlich zu handeln und Richtlinien festzulegen, sonst kommt es zur Katastrophe. Wer in Deutschland wohnen will, muß sich mit der dort lebenden Gesellschaft auseinandersetzen und sich ihr anpassen. Damit dies geschieht, werden zwar immer große Forderungen gestellt und Wünsche geäußert, doch was wird derzeit eigentlich getan, um jene Menschen, die sich entschieden haben, dauerhaft in Deutschland zu leben, mit diesem Land vertraut zu machen?

Neben 600 Stunden Deutschunterricht, zu dem Zuwanderer seit 2005 per Gesetz verpflichtet sind, gibt es auch einen 30stündigen Orientierungskurs. In dem sollen laut „Bundesamt für Migration und Flüchtlinge" (BAMF) neben Alltagswissen auch „Kenntnisse der Rechtsordnung, der Kultur und der Geschichte Deutschlands" vermittelt werden. Hier hat das BAMF Richtlinien erarbeitet, die es an die Schulbuchverlage weitergeleitet hat, die wiederum daraus Lehrmaterial erstellen sollten.

Doch was gut gemeint ist, wird gleich diffamiert. „Die Lehrbücher für die Integrationskurse machen Migranten eher mit kulturellen Vorurteilen vertraut als mit dem Alltagsleben in Deutschland", klagt die linke „taz". Ein Blick in „30 Stunden Deutschland" vom Klett-Verlag und „Zur Orientierung – Deutschland in 30 Stunden" vom Hueber-Verlag offenbart allerdings, daß schon wieder einmal irgendwo Verschwörungen vermutet werden, wo keine sind. So wird kritisiert, daß eigentlich selbstverständliche Dinge wie „Nicht auf die Straße spucken", Pünktlichkeit und „Kinder nicht schlagen" vermittelt werden. In einer Bildergeschichte macht die Figur Jacek lauter Fehler: Sie wirft eine Banane in den Papiermüll, kommt zu spät, versucht einen Beamten mit Pralinen zu bestechen und stellt sein Fahrrad falsch ab. Tatsächlich simplifiziert dieser Komik ziemlich und ist auch klischeehaft. In Deutschland muß man den Müll trennen und pünktlich sein, so die Aussage. Betrachtet man allerdings diesen Ratschlag im Kontext des Buches, so fällt auf, daß den Machern gar nichts anderes bleibt, als auch mit Klischees zu arbeiten. Die Übungshefte sind für Migranten, die nur mäßig die deutsche Sprache beherrschen und häufig aus einem anderen Kulturkreis stammen. In den Kursen sind Teilnehmer aus den unterschiedlichsten Herkunftsgebieten zusammengewürfelt. Das müssen die Verlage bedenken, die immer wieder darauf hinweisen, daß man im Gruppengespräch das Erlernte mit seiner Heimat vergleichen soll.

»taz« klagte über vereinfachte Benimmregeln

Schwerpunktmäßig wird den Zuwanderern nur ein für ihr Alltagsleben wichtiger Überblick über Deutschland vermittelt. Was will man in 30 Stunden auch mehr machen? Wie viele Bundesländer hat Deutschland, was für ein Schulsystem, welche Parteien gibt es, welche Behörden sind wofür da, Religionszugehörigkeiten, welche zwischenmenschliche Lebensformen gibt es, wer waren Goethe und Schiller; das war es fast schon. „1914: Der Thronfolger von Österreich wird in Sarajewo ermordet. Die beiden Partner Österreich und Deutschland beginnen den Krieg. Zum ersten Mal wird im Krieg mit Gas gekämpft. Ein Krieg mit allen Mitteln: Zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Auch Zivilisten müssen in den Krieg ziehen. Immer mehr Länder machten beim Krieg mit. 1917 war fast die ganze Welt im Kampf." So sieht der Erste Weltkrieg für Lernende mit dem Klett-Buch aus. Die Sprache verdeutlicht schon, auf welch einfachem Niveau das Lehrbuch gehalten ist – wobei mancher Absolvent des Kurses am Ende in vielen Dingen möglicherweise mehr weiß als ein pisa-geschädigter deutscher Schüler.

Ausländer sollten unbedingt etwas über Holocaust lernen

Die „taz" kritisierte übrigens beim Hueber-Verlag, daß er erst bei der Gründung der Bundesrepublik anfängt (inzwischen überarbeitet). Grund: Nationalsozialismus und Holocaust kommen nicht vor. Ein anderes Werk würde sogar falsche Opfer zeigen: gefallene deutsche Soldaten, deutsche Kriegsgefangene und deutsche Trümmerfrauen.

Ein abschließender Blick in die Bücher zeigt, daß die Verlage souverän in kurzen Hauptsätzen mit vielen bunten Bildern und Übungsaufgaben Themen wie Grundgesetz, Staatsaufbau und Wahlen vermitteln, dort aber, wo sich die Deutschen selber nicht ganz sicher sind, wie bei Religion, Werten und Geschichte, werden sie schwammig oder gehen zu sehr ins Klischee – doch das ist keine Schuld der Verlage, denn die bilden nur die Gesellschaft ab.



Sich mit deutschen Dingen vertraut machen: Teilnehmer eines Orientierungskurses Foto: pa

Der Integrationskurs

Seit dem 1. Januar 2005 müssen Ausländer ohne ausreichende Deutschkenntnisse einen Integrationskurs besuchen. In gut 600 Unterrichtsstunden (je nach Vorwissen, da die Klientel von der kurdischen Analphabetin bis zum russischen Arzt reichen) lernen sie die deutsche Sprache so weit, daß sie sich selbständig in Wort und Schrift auf mittlerem Niveau verständigen können. Laut „Bundesamt für Migration und Flüchtlinge" (BAMF) waren Anfang 2005 rund 215 000 Personen für den Kurs eingeplant. Gut 170 000 sollen ihn inzwischen absolviert haben, wobei immer wieder neue zu Schulende hinzukommen. Zusätzlich gibt es einen 30stündigen Orientierungskurs über das Alltagsleben in Deutschland, in denen „Kenntnisse der Rechtsordnung, der Kultur und der Geschichte Deutschlands" vermittelt werden. Die Kurse werden flächendeckend von 1700 teils öffentlichen (wie Volkshochschulen), teils privaten Trägern angeboten. Im Unterricht wird mit Lehrmaterialen gearbeitet, die nach Richtlinien des BAMF erarbeitet sind und verschiedene Schwierigkeitsgrade aufweisen. Der Bund zahlt 2,05 Euro pro Unterrichtsstunde, von denen der Kursteilnehmer wenn möglich, 1 Euro dazugeben muß.

Wendepunkte deutscher Geschichte

Der ehemalige CDU-Vorsitzende Rainer Barzel blieb stets seinen Prinzipien treu

Von Klaus D. Voss

Noch einmal war er in den Deutschen Bundestag gekommen, als 81jähriger, hatte neben Doris Schröder-Köpf auf der Zuschauertribüne Platz genommen. Immer wieder schnitten die Fernsehkameras Rainer Barzels nachdenkliches, bereits von schwerer Krankheit gezeichnetes Gesicht in die Debattenbeiträge dieses 1. Juli 2005. Die rot-grüne Koalition inszenierte an diesem Tag ein Mißtrauensvotum gegen Kanzler Gerhard Schröder, um alles auf die Karte Neuwahlen zu setzten.

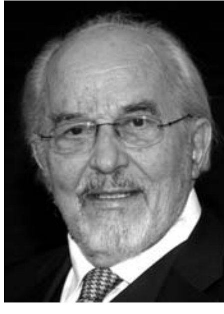
Alte Wunden schmerzen besonders: 33 Jahre zuvor hatte der damalige CDU-Vorsitzende das politische Geschick Deutschlands in der Hand, als er mit einem Mißtrauensvotum Bundeskanzler Willy Brandt ablösen konnte. Erst später flog auf, daß der DDR-Staatssicherheitsdienst mit kriminellen Mitteln in die deutsche Nachkriegsgeschichte eingegriffen hatte, mindestens zwei Unionsabgeordnete waren bestochen und die Mitwisser in der SPD schwiegen dazu.

Auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn steht eine Niederlage, die keine war. Barzel akzeptierte, verlor dann aber im Herbst die vorgezogenen Neuwahlen gegen einen bis dahin beispiellosen links-intellektuell-sozialdemokratischen Pakt, der sich – bis heute – darauf verschworen hat, den gesellschaftlichen Wertekatalog zu diktieren.

Rainer Barzel konnte da nicht gegenhalten. Er verstand sich zwar darauf, geschickt Macht zu organisieren, doch als Massentribun war er nicht geboren. Barzel war am 20. Juni 1924 im katholischen Braunsberg in Ostpreußen auf die Welt gekommen, hatte Standhaftigkeit und Prinzipientreue nie ablegen können. Als Jesuitenschüler in Berlin brillant rhetorisch ausgebildet, war er im katholischen Glauben verwurzelt. Wie sehr sein Handeln und seine Wertmaßstäbe aus christlicher Überzeugung bestimmt waren, wird besonders deutlich, wenn man Barzel mit dem Koordinatensystem der heutigen Politiker in Bezug setzen wollte.

Anders als Politiker von heute hatte Barzel einen Sinn dafür, Ämter aufzugeben, wenn die Stunde gekommen war. Kein Würgen bis zum Letzten, bis Amt und Person jedes Ansehen eingebüßt haben.

Nach der verlorenen Wahl 1972 gab Barzel den CDU-Fraktionsvorsitz an Karl Carstens ab, wenig später den Parteivorsitz an seinen Widersacher Helmut Kohl. Es war für ihn keine Frage, als Bundestagspräsident 1984 zurückzutreten, als im Zuge der Flick-Affäre eine Steuergeschichte gegen ihn konstruiert wurde. Es stellte sich heraus, daß an der Sache nichts war,



Am 26. August 2006 verstorben: Rainer Barzel Foto: pa

doch sein Rückzug aus der Politik war endgültig. 1987 verzichtete er auf eine erneute Kandidatur für den Bundestag.

Schon einmal, 1977, mußten seine Freunde die Luft anhalten. Barzels Tochter Claudia hatte sich mit 28 Jahren das Leben genommen, und selbst im verschwiegenen Bonn, das die Familien der Politiker in Ruhe ließ, ahnte jeder, wie stark Politik ins Private gehen konnte. Barzel stand diesen Schicksalsschlag durch, auch drei Jahre später den schweren Tod seiner Frau Kriemhild nach 32 Jahren Ehe.

1995 wieder eine Prüfung: Seine zweite Frau Helga Henselder-Barzel, die er als Vorsitzende der Welthungerhilfe unterstützt hatte, kam bei einem Autounfall ums Leben.

Nach seiner politischen Laufbahn schrieb Barzel viel und dokumentierte seine Entscheidungen. Doch Ostpreußen läßt niemanden los: zusammen mit dem polnischen Regisseur Stanislaw Krzeminski drehte er für das ZDF den Erinnerungsfilm „Zu Besuch, aber nicht als Fremder" über seine Heimat. Mit seiner dritten Frau, der Schauspielerin Ute Cremer, lebte er bis zu seinem Tod am 26. August 2006 in München.

Seine Gegner hatten es Barzel zeitlebens leicht gemacht – er konnte sie am Zungenschlag erkennen: die seinen Taufnamen Candidus möglichst lange dehnten. Manche konnten Candidus mit schlichtem Latein gerade noch als „der Glänzende" übersetzen. Doch das war nicht gemeint. Candidus, ein römischer Legionär und Märtyrer, hatte sich lieber hinrichten lassen als sich an der Ermordung von Christen zu beteiligen. Leitbilder, von denen man in der Kindheit hört, formen das Leben.

Plakativ

Neid geschürt mit Ost- / West-Rente

Von R. Bellano

Ost-Renten höher als West-Renten: „Wie gerecht ist unser Rentensystem", fragte die „Bild"-Zeitung plakativ. Auch andere Zeitungen meldeten kurz: „Die tatsächlich ausbezahlten Renten von Ostdeutschen waren im Vergleich zu denen von Westdeutschen noch nie so hoch wie im vergangenen Jahr." Dahinter waren dann Beträge wie 1127 Euro (Ost) gegenüber 781 Euro (West) zu lesen. Zwar erläuterte die „Bild"-Zeitung später wie die genannten Unterschiede zustande kommen, doch vorher fielen noch Formulierungen wie Rentenkassen des Westens „geplündert". Bewohner des Westens fühlten sich in ihrem Vorurteil bestätigt, daß „Ossis" auf ihre Kosten leben würden. Doch dem ist nicht so.

Mitteldeutsche Rentner, die 2005 mit 65 Jahren in den Ruhestand gingen, bekamen deshalb durchschnittlich 44,3 Prozent mehr Rente als vergleichbare Westdeutsche, da sie schlicht auf längere Erwerbsbiographien zurückblicken können. In Mitteldeutschland arbeiten die Männer im Schnitt 45,1 Jahre, im Westen hingegen nur 40,3 Jahre. Neben der Arbeitslosigkeit im Westen, die es im Osten bis 1990 nicht gab, verreißt auch die Tatsache den West-Durchschnitt, daß es in der Bundesrepublik viele Selbständige gab, die gar keine oder wenn, nur geringe Beiträge in die staatliche Rentenversicherung eingezahlt haben. Da in der DDR kaum Privatwirtschaft existierte, fällt der gesamte Bereich hier weg. So bemerkt der aufmerksame Leser der dpa-Meldung, daß darauf hingewiesen wird, daß die Rentner in den neuen Bundesländern keine anderen Einnahmequellen haben. Nimmt man die von West-Rentnern erworbenen Ansprüche aus privaten Rentenversicherungen hinzu, ist die Durchschnittsrente hier wieder höher.

Mehr Geld durch anderes System

Der Grund, warum die West-Renten bei Frauen nur bei 352 Euro, statt wie im Osten 608 Euro beträgt, liegt an der höheren Frauenerwerbsquote zu DDR-Zeiten. Damals war es üblich, daß Frauen ganztägig arbeiteten. Im Westen arbeiteten Frauen, wenn überhaupt, nur Teilzeit.

Ansonsten dürfen die neuen Länder klagen: Im Westen gibt es pro Arbeitsmonat einen Anspruch von 26,13 Euro, im Osten hingegen sind es nur 22,97 Euro.

Unentschlossener Alleingang

In Israel wächst die Kritik an Regierung und Armeeführung

Von Dietrich Zeitel

Das Bröckeln des Mythos von der unbesiegbaren Armee, das bereits während des gerade zu Ende gegangenen Libanonkrieges in Israel eingesetzt hat, hat nicht nur zu einer Verunsicherung unter den Israelis selbst, sondern auch zu einer Vertrauenskrise im Hinblick auf das Oberkommando der Streitkräfte und die Regierung Olmert geführt. Ein erster Hinweis darauf, daß die Effizienz des Militärs im Kampf gegen die Hisbollah-Milizen nicht wie sonst zum Tragen kam, war der Personalwechsel an der Spitze der Militärführung vier Wochen nach Beginn des Krieges. Generalstabschef Dan Halutz betraute seinen Stellvertreter, Generalmajor Moshe Kaplinski, mit der Leitung der Militäroperationen. Kaplinski löste den Kommandanten des Militärbereichs Nord, Generalmajor Udi Adam, ab. Offiziell wurde zwar zurückgewiesen, daß dieser Personalwechsel eine Reaktion auf die wachsende Kritik am Verlauf der Offensive im Libanon sei; der israelische Militärexperte Amir Oren ließ aber laut der österreichischen Tageszeitung „Der Standard“ durchblicken, daß Adam abgelöst wurde, weil er zu „langsam und vorsichtig“ agiert habe. Ähnlich äußerte sich ein anderer Experte, nämlich Zeev Schiff; er bewertete diesen Wechsel in der israelischen Zeitung „Ha'aretz“ als Hinweis darauf, daß die israelische Militärführung in „ernsthaften Schwierigkeiten“ stecke. Bezüglich der Gründe für die Ablösung von Adam gibt es allerdings auch Hinweise darauf, daß dieser abgelöst worden sein könnte, weil er die Regierung dafür kritisierte, ihn den Krieg nicht so führen zu lassen, wie dieser angeblich vorbereitet gewesen sein soll. Laut einigen israelischen Medien sollte es wohl ursprünglich ein kurzes intensives Bombardement des Libanons geben, dem dann eine massive Offensive am Boden und vom Meer aus hätte folgen sollen. Einem Artikel des US-Enthüllungsjournalisten Seymour Hersh für den „New Yorker“ zufolge, soll die Regierung Bush an der Ausarbeitung dieses ursprünglichen Feldzugplans, der angeblich als eine Art Präludium für einen US-Angriff auf die iranischen Atomanlagen dienen sollte, maßgeblich beteiligt gewesen sein.

Die Personalie Adam liest sich heute wie eine Art Vorspiel zu der massiven Kritik, die direkt nach dem Waffenstillstand eingesetzt hat und Ende letzter Woche mit der Kritik einiger für den Libanonkrieg mobilisierten israelischen Reservisten einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Deren Kritik, vorgetragen in einem offenen Brief an Verteidigungsminister Amir Peretz und Generalstabschef Dan Halutz, fiel laut einem Bericht der Nachrichtenagentur AFP unmißverständlich aus. Sie warfen der Armeeführung Unentschlossenheit, schlechte Vorbereitung und mangelnde Professionalität vor. Vor allem die Unentschlossenheit der Armeeführung wurde mit scharfen Worten angegriffen; diese nämlich „führte zu verlängerten Einsätzen auf feindlichem Territorium ohne operativen Sinn und aus unprofessionellen Erwägungen heraus“. Der Brief bleibt aber nicht bei der Kritik an der Armeeführung stehen, es wird auch eine Untersuchung der Entscheidungen von Regierungschef Olmert und anderen Ministern gefordert. Brigadegeneral Jossi Himan räumte bereits einmal kleinlaut ein, daß sich die Militärführung der „Arroganz“ schuldig gemacht und die Hisbollah-Milizen unterschätzt habe.



Protest gegen Olmert-Regierung in Israel: Noch sind die kritischen Stimmen verhalten. Foto: pa

Aufschlußreich an dem offenen Brief der Reservisten ist weiter, daß hier die Vernachlässigung der Bodentruppen sowie mangelndes Training und mangelnde Ausrüstung beklagt wird. Auch die Tatsache, daß viele Reservisten nur einseitig trainiert würden, wird angesprochen: „Unsere Bodentruppen waren nur auf den Krieg gegen die Palästinenser vorbereitet.“

Erschüttert worden ist darüber hinaus auch das Vertrauen in die Luftwaffe, die es trotz ihrer hochmodernen Technologie nicht vermochte, die Guerillas der Hisbollah entscheidend zu schwächen.

Scharfen Gegenwind ist dieser Tage auch Verteidigungsminister Amir Peretz ausgesetzt, der instinktlos einen seiner Vertrauten mit der Leitung einer internen Ermittlungskommission zu den Vorgängen während des Libanonkriegs beauftragen wollte, was die Kritik an seiner Person erst recht anschwellen ließ.

Nicht viel besser steht Generalstabschef Dan Halutz da, über den durchsickerte, daß er sich unmittelbar vor Kriegsbeginn mit dem Verkauf eines Teils seiner Aktien beschäftigt hat. Nicht wenige fordern deshalb seinen Rücktritt.

Ob Untersuchungen auch die Verweigerung des Kriegseinsatzes im Libanon erfaßt, die es seitens von Soldaten und Reservisten zu Hunderten gegeben haben soll, ist nicht bekannt. Nicht wenige dieser Verweigerer deuteten an, daß dieser Krieg nicht den Werten entspräche, für die sie erzogen worden seien. Ein großer Teil von ihnen ist entweder aus der Armee ausgeschlossen worden oder mußte Haftstrafen antreten. In Israel erstreckt sich das Recht, den Kriegsdienst zu verweigern, fast nur auf Frauen.

Festzuhalten bleibt, daß von der Einmütigkeit, mit der der überwältigende Anteil der Israelis sonst im Ernstfall hinter ihrer Regierung stand, diesmal keine Rede sein kann. Zwar wird der Libanonkrieg bisher nur von wenigen offen in Frage gestellt, ansonsten aber sehen sich Regierung und Armee einer ungewohnt heftigen Debatte ausgesetzt, die alle Grundfesten erschüttert.

Brutstätte für Terroristen

Pakistan ist Nährboden für Islamisten

Von R. G. Kerschhofer

Bei Anschlägen in Großbritannien und Italien wie auch bei den Taliban in Afghanistan scheinen viele Spuren nach Pakistan zu führen. Ist also auch Pakistan ein „Schurkenstaat“? Nein – zumindest solange Washington den pakistanischen Militärmachthaber Muscharraf als Erfüllungsgehilfen im „Krieg gegen den Terror“ sieht. Dieser Krieg im Namen des Phantoms Demokratie ist de facto ein Krieg gegen „islamischen Terror“, und darum fällt es den Islamisten leicht, ihn ihrerseits als „Kreuzzug“ darzustellen. So ergänzen einander die Propagandalügen beider Seiten, denn keinem paßt es ins Konzept, daß auch die Konflikte in und um Pakistan vorwiegend ethnische Ursachen haben.

Gewiß, die Entstehung Pakistans 1947 war vom Gegensatz zwischen Islam und Hinduismus geprägt, denn die „All-indische Muslim-Liga“ wollte einen gemeinsamen Staat für alle Muslime des Vielvölkerreichs Britisch-Indien. Ein Problem war aber, daß es nicht nur islamische und hinduistische Gebiete, sondern auch gemischte gab (und in Indien weiterhin gibt). So kam es zwischen Indien und Pakistan zu einem „Bevölkerungsaustausch“, der mindestens 15 Millionen Menschen betraf und 750 000 Todesopfer kostete. Ein Sonderfall war Kaschmir mit zwar weitgehend muslimischer Bevölkerung, doch einem hinduistischen Herrscher, der für Indien optierte: Kaschmir wurde geteilt und war Anlaß für zwei indisch-pakistanische Kriege.

Ein anderes Problem war, daß Pakistan aus zwei weit von einander entfernten Teilen bestand, deren ethnische, kulturelle und ökonomische Unterschiede sich als unüberbrückbar erwiesen – trotz „gemeinsamer Religion“. So kam es 1971 zur Unabhängigkeit des ethnisch fast homogenen Ostteils, der seither Bangladesch heißt.

Die Bewohner des Westteils, der den Namen Pakistan beibehielt, sprechen zwar indoiranische Sprachen, doch die Staatsgrenzen gehen quer durch das Gebiet der vier wichtigsten pakistanischen Volksgruppen. Dieser Umstand und die Unzugänglichkeit von Grenzregionen machen es fast unmöglich, die Staatsgrenzen zu überwachen. Zudem kontrolliert die Regierung kaum die Hälfte des Staatsgebiets, also nur die Ballungszentren und die Garnisonen. Im Rest des Landes, vor allem in Gebirgsregionen, herrschen Stammesgesetze. Einzig die Armee hält den Staat zusammen, und deshalb tritt Präsident Muscharraf meist in Uniform auf.

Auch die Parteinahme der Pakistaner im Nahost-Konflikt rührt nicht bloß daher, daß Jerusalem als drittheiligste Stätte des Islam gilt. Noch gewichtiger ist, daß das „antiimperialistische“ und „friedliebende“ Indien seit Jahrzehnten enge Beziehungen zu Israel unterhält, was vor allem die Atom- und Raketenrüstung der beiden beflügelte – und Pakistan zum Rüstungswettlauf anspornte.

Ethnische und religiöse Zersplitterung, enorme soziale Unterschiede, eine rückständige Wirtschaft, die äußere Bedrohung und obendrein eine korrupte, US-hörige Regierung – all das macht Pakistan zum Nährboden radikaler, antiwestlicher Emotionen, die in den tausenden Koranschulen nur noch religiös „legitimiert“ werden müssen. Daß davon einiges auf Briten pakistanischer Herkunft und Muslime in Indien abfärbt, kann kaum verwundern, denn beide Gruppen haben manchen Grund, sich als Bürger zweiter Klasse zu fühlen: In Europa hat sich „Multikulti“ längst als brandgefährlicher Volksbetrug entpuppt, und in Indien sind die 135 Millionen Muslime nicht zuletzt deswegen stark unterrepräsentiert, weil sie meist Nachfahren von „Kastenlosen“ sind, die zur Zeit islamischer Herrscher durch Konversion zum Islam dem Kastensystem zu entfliehen hofften.

Pakistan in Zahlen

Mit 166 Millionen Einwohnern ist Pakistan der zweitgrößte muslimische Staat (nach Indonesien). Über 96 Prozent der Pakistani sind Muslime, meist Sunniten.

Das Siedlungsgebiet der vier größten Volksgruppen Pakistans ist durch Staatsgrenzen geteilt: Von 100 Millionen Pandschabi leben 30 Prozent in Indien. Von 33 Millionen Paschtunen oder Pathanen leben 13 Millionen in Afghanistan, wo sie die größte Volksgruppe sind. Von 20 Millionen Sindhi lebt ein Teil in Indien, und von sechs Millionen Belutschen je ein Teil in Iran und Afghanistan. Amtssprachen sind Urdu und Englisch. Urdu, das in arabischer Schrift (ergänzt um einige Zeichen) geschrieben wird, ist allgemeine Verkehrssprache. Der Analphabetismus liegt zwischen 40 Prozent bei Männern und 70 Prozent bei Frauen.

Bedrohliches Säbelrasseln

Von Nahostkonflikt übertönt: Georgien bietet Rußland die Stirn

Von A. Rothacher

In den abtrünnigen Grenzprovinzen Georgiens steigt die politische Sommerhitze. Aus Krasnodar sollen russische Sonderheiten nach Abchasien an die Waffenstillstandslinie verlegt worden sein. Auch in Südossetien werfen die Georgier den Russen vor, sich auf einen neuen Waffengang vorzubereiten. Die Amerikaner verlangen nun die Entsendung einer internationalen Polizeitruppe zur Trennung der Konfliktparteien. Bahnt sich im Schatten des kaum erloschenen Nahostkrieges ein neuer Waffengang an, diesmal von Rußland durch Stellvertretermilizen inszeniert?

Von allen verbliebenen GUS Staaten hat sich das austrittswillige Georgien am meisten die Ungnade des Kreml zugezogen. Nicht nur verlangt die transkaukasische Republik die Schließung der letzten russischen Stützpunkte, den Beitritt zur Nato (bis 2008 oder 2010) und zur EU. Es ermöglicht auch den Transport von zentralasiatischem Erdöl und Erdgas unter Umgehung Rußlands ans Schwarze Meer und an die türkische Mittelmeerküste, sowie zusammen mit dem benachbarten Aserbaidschan den Zugang des amerikanischen und türkischen Militärs in die Region. In seinem Zorn zog der Kreml alle Register. Er bewaffnet, finanziert und beschützt die Separatistenregimes in Abchasien und Südossetien, verteilt dort russische Pässe an jedermann, führte den Rubel als Währung ein und bereitet den Anschluß an Rußland vor. Rußland kappte wiederholt die Gas- und Stromzufuhr nach Georgien, blockiert georgische Schlüsselexporte wie Wein und Mineralwasser, gewährt flüchtigen georgischen Politkriminellen Asyl und bombardiert unter dem Vorwand der tschetschenischen Terroristenjagd georgisches Territorium im Pankisi-Tal.

Die georgische Neigung zu heißblütiger Rhetorik, Präsident Saakaschwilis Diplomatie per Lautsprecher und sein blindes Vertrauen in den zweifelhaften militärischen Beistand der USA leisten gleichfalls wenig zur Deeskalierung. Die seit 1994 „eingefrorenen Konflikte“ in Südossetien und Abchasien können, so es der Kreml will, jederzeit neu aufflackern. Die mühsam erreichte wirtschaftliche und politische Konsolidierung der von Kriegen, dem sowjetischen Erbe und Mißwirtschaft geschwächten Kaukasusrepublik wäre dann wieder akut gefährdet. Bislang hat die vom Nahen Osten abgelenkte europäische Diplomatie von dieser neuen Krise in ihrer Nachbarschaft kaum Notiz genommen.



Graphik: Kohls

»Moment mal!«



Die Sympathisanten sind unter uns

Von KLAUS RAINER RÖHL

Die Terroristengruppe, die sich hochtrabend „Rote Armee Fraktion“ nannte, begann mit einem Mordversuch. Um zu verhindern, daß ein verurteilter Brandstifter, Baader, seine Reststrafe von einem Jahr und einigen Monaten absitzen mußte, wurde ein Mensch, der sich dieser Befreiung von Amts wegen entgegenstellte, aus dem Weg geräumt. Der Justizangestellte Linke hatte Glück, er überlebte den Lebersteckschuß. Aber das war mehr der Fähigkeit des Chirurgen zu verdanken als einer Vorsicht der Schützen, nach dem Gesetz war es ein Mordversuch. Nach dem Wahn der RAF herrschte Krieg gegen das „Schweinesystem“. Aber es gab keinen Krieg. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis die Deutschen merkten, daß mitten im Frieden auf Menschen geschossen wurde. Später, nach Hilfestellung durch die DDR und einer Ausbildung in einem Terroristen-Lager in Jordanien, wurden gezielt Menschen angegriffen und ermordet, amerikanische Soldaten, Polizisten, die Ausweise kontrollierten, und Angestellte des Springerkonzerns. Trotzdem gab es in Deutschland Leute, die die flüchtige Gruppe unterstützten, sie versteckten, ihr für eine Nacht lang weiterhalfen, oder sie zumindest nicht bei den Staatsbehörden anzeigten. Die Bespiele sind oft genug veröffentlicht worden. Trotz mehrerer Morde der Gruppe trieb den deutschen Nobelpreisträger Heinrich Böll nur die Frage um: „Will Ulrike Gnade oder freies Geleit?“ Schon vergessen? Nirgendwo war davon die Rede, daß der Staat wir alle sind und die Regierung demokratisch gewählt worden war. Die Polizisten dieses Staates betrachtete man mit Mißtrauen und Abscheu, die Terroristen mit unverhohlener Bewunderung, mit Sympathie, am Ende mit Trauer über die „gefallenen Kämpfer“. Das änderte sich erst langsam. Die Terroristengruppe um Baader schob später, als den meisten Sympathisanten doch Bedenken gekommen waren, noch eine Legitimation nach. Die Terroristen seien Kämpfer gegen ein faschistisches System außerhalb Deutschlands (USA), also Widerstandskämpfer! Denn: „Das Widerstandsrecht erschöpft sich nicht im innerstaatlichen Bereich. Es überschreitet die nationalen Grenzen. Es steht also nicht nur jedermann zu, sondern kann auch zugunsten von jemandem ausgeübt werden.“ Dieser Ausspruch des (sozialdemokratischen) Generalstaatsanwalts von Hessen, Fritz Bauer, wurde von Baaders Anwalt Hans Heinz Heldmann im Prozeß gegen Baader, Ensslin und andere am 28. Juni 1976 zitiert. Unser langjähriger Innenminister Schily, damals Anwalt von Gudrun Ensslin, verglich in derselben Verhandlung die Bombenanschläge der RAF mit einem Anschlag auf das Reichssicherheitshauptamt im Dritten Reich, um den „Widerstand“ auf dem Boden der Bundesrepublik gegen den „Völkerrechts-Aggressor“ USA zu legitimieren!

Hisbollah-Terroristen aufgepaßt: Hier kommt eine interessante Begründung für Mordanschläge auf deutsche Zivilisten! „Zugunsten von jemandem.“ Schwammen die Terroristen der RAF damals im Volk wie die Fische im Wasser? Keineswegs. Es war höchstens ein kleines Aquarium. In den linken Medien baute sich eine Schutzzone für die RAF auf, mit viel klammheimlichem Verständnis und Sympathie. Bis die Stimmung umschlug, bis die Toten zu viele wurden, bis das Volk, die Deutschen nicht mehr das Wasser sein wollten, in dem die halbdurchgedrehten Partisanen herumpaddeln konnten. Auch die Linken nicht mehr. Die ersten, die aufwachten, waren zwei junge Lehrer aus Hannover, Gewerkschafter, die die Polizei verständigten und damit dem Spuk eine Ende machten. Bei vielen Linken gelten sie heute noch als Denunzianten. Wer hat denn damals die Fische aufs Trockene gezogen? Es war nicht Herold und seine Rasterfahndung. Er hätte es allein nie geschafft. Es war das oft verspottete Volk selbst, das, einmal aufgerufen, in Gefahr und großer Not, am Ende alle zur Strecke brachte: Fast alle Terroristen wurden durch Anzeigen aus der Bevölkerung gefaßt, selbst Schleyer könnte noch leben, aber ein Hinweis auf sein Versteck wurde von den Behörden verschlampt.

Heute beschäftigen sich noch Bücher, Kunstausstellungen, Tanztheater und Filme mit der damaligen Bedrohung. Präzise Dokumentationen werden verlegt, aber auch wüste Legenden werden produziert.

Während die Bücher erscheinen und die Filme anlaufen, werden erneut Bomben in deutschen Bahnhöfen deponiert, Anschläge auf Züge vorbereitet, die wahllos Menschen töten sollen. Die Terroristen sind diesmal Islamisten einer besonders militanten Gruppe. Der Hisbollah. Und wieder berufen sie sich wie die Mörder vom 11. September, die Attentäter von Madrid und London, Bali und anderen Urlaubsorten darauf, im Krieg zu sein. Sogar im Heiligen Krieg, den sie schon im 11. Jahrhundert gegen den Westen führten, die Radikalsten unter ihnen übrigens auch damals schon als Selbstmordattentäter. Assassinen (eigentlich Haschaschinen = Haschischesser) nannten sie sich selber, die sich ab 1081 in der nordpersischen Bergfestung Alamut festsetzten. Sie mordeten wahllos christliche Kreuzritter ebenso wie Moslems, die ihnen mißliebig waren. Sie schienen in ihren entlegenen Bergfestungen unbesiegbar zu sein. Erst der Mongolensturm fegte die Mördersekte 1256 hinweg. 15000 Anhänger der Assassinen ließ der Mamelucken-Sultan Baibars nach Eroberung der letzten Assassinenburg hinrichten. Dann schwiegen die Vöglein im Walde. Bis zum 11. September 2001.

Die Todesstrafe ist abgeschafft, auf die Mörder wartet das lebenslange Gefängnis. Das wird den jungen Moslems, die bereit sind, den Märtyrertod im Heiligen Krieg zu sterben und dafür auf Lohn im Himmel hoffen, besonders schmerzlich erscheinen. Wir aber befinden uns nicht im Krieg und werden uns auch durch noch so gesteigerten Terror nicht hineindrängen lassen. Wir müssen die Mordlustigen mit den Mitteln von Polizei und Justiz entmutigen, sie enttarnen und ihnen am Ende das Handwerk legen.

Das ist nicht möglich, solange es, ganz ähnlich wie damals bei der RAF, eine massenhafte klammheimliche Freude über die Untaten gibt, eine stillschweigende Duldung und eine Solidarität mit den Verbrechern.

Solange man sie als Teil der großen muslimischen Gemeinschaft, der „umma“, ansieht und nicht als Feind der Gemeinschaft.

Mit Recht hat Angela Merkel letzte Woche die nicht nur passive, sondern die aktive Distanzierung der großen Moslem-Organisationen von den Terroristen angemahnt. Die moslemische Gemeinschaft muß Ernst machen mit ihrer Versicherung, daß ihre Mitglieder ein Teil Deutschlands sein wollen und nicht ein Ghetto innerhalb Deutschlands oder gar ein Brückenkopf verbrecherischer Vereinigungen mit einem moslemischen Überbau.

Die großzügige, unter den Einwanderern viel gepriesene Gastfreundschaft der Deutschen darf nicht mißverstanden werden. Das gilt auch für Einwanderer mit einem deutschen Paß. Auch eine Staatsbürgerschaft kann unter extremen Voraussetzungen aberkannt werden.

Vielleicht sollte noch etwas deutlicher, als von Schäuble gesagt und von Beck gleich wieder relativiert, festgelegt werden, daß für Gäste, die die Mörder in unserem Land unterstützen oder gar in Haßpredigten zu weiteren Verbrechen auffordern, kein Platz ist in Deutschland.

Die Mörder sind unter uns – das ist die Sache der Polizei und Justiz. Sie haben die Mittel, mit den kleinen radikalen Gruppen fertig zu werden. Aber auch die Sympathisanten sind unter uns – damit haben wir uns auseinanderzusetzen. Nicht nur der Terror, auch seine Folgen, die bereits Terrorisierten, die Verwirrten, Verzagten, zur Resignation und zur Kapitulation Bereiten sind das Problem, mit dem wir fertig werden müssen. Ohne Wenn und Aber. In Gefahr und großer Not, bringt der Mittelweg den Tod. Es drohen Gefahr und große Not im Lande.



Brandanschlag 1968 bei „Kaufhof“: RAF-Mitglieder Andreas Baader und Gudrun Ensslin wurden damals von Teilen der Gesellschaft gestützt und geschützt. Auch die islamistischen Terroristen der Gegenwart können sich in manchen Kreisen in Sicherheit wiegen. Foto: pa

Als man noch mit wenig PS reiste

Die Kutschen-Sammlung des preußischen Königshauses ist jetzt in der Paretzer Schloßremise zu bestaunen

Von CLAUDIA MECKEL

Paretz bietet dem Besucher einen neuen Blick auf das architektonische Ensemble und ab 2. September eine neue Ausstellung. Nach der Wiederherstellung des Schlosses Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise in den Jahren 1999 bis 2002 wurde nun der westliche Flügelbau restauriert. Er wurde 1797 bis 1799 von David Gilly als Scheunengebäude und Pendant zum gegenüberliegenden Pferdestall errichtet und auch als Remise genutzt. Da lag die Idee nahe, an diesem Ort die Aufmerksamkeit auf die kleine bedeutende Sammlung von Kutschen, Schlitten und Sänften des preußischen Königshauses

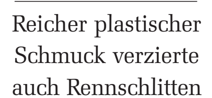
An die 170 Kutschen zählten 1802 zum königlichen Fuhrpark

zu lenken. Mit den kultur- und kunsthistorisch wertvollen Zeugnissen der einstigen königlichen Marstallsammlungen will die Sonderausstellung Einblicke in die Sammlungsgeschichte und die Berliner Wagenbaukunst geben.

Die Größe der heute anders genutzten Marstallbauten in Berlin und Potsdam lassen auf umfangreiche Sammlungen in den Remisen schließen. Quellen sprechen von Plünderungen, natürlichem Verfall, aber auch von mangelnder Pflege und wiederholten Verkäufen im Zuge wechselnder Moden. An die 170 Kutschen zählten im Jahr 1802 zum königlichen Fuhrpark. Die prächtigen barocken Staatkarossen fehlten bereits, während die Prunkschlitten-Sammlung mit herausragenden Stücken in der zum Marstall gehörenden und Besuchern offen stehenden Rüstkammer die Zeiten überdauert hatte. 100 Jahre später war der Fuhrpark auf 400, in der Mehrzahl moderne Gala- und Stadtwagen, angewachsen. Die Wagenhallen im neu errichteten Berliner Marstall am Schloßplatz waren ein Teil des hier 1902 eröffneten Marstallmuseums. Für eine „historische Abteilung“ hatte Kaiser Wilhelm II. alle noch aus der Rüstkammer und in den preußischen Schlössern vorhandenen „historisch wertvollen“ Gefährte zusammenführen lassen. Sie wurden nach Auflösung des Marstalls 1918 gemeinsam mit einigen Galawagen in die Sammlungen des Hohenzollern-Museums im Schloß Monbijou integriert. Trotz Auslagerung während des Zweiten Weltkriegs kam es erneut zu Verlusten und schweren Beschädigungen, die zum Teil heute noch zu sehen sind. Bewußt will die „Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg“ (SPSG) mit dieser Ausstellung auf die noch restaurierungsbedürftigen Wagen aufmerksam machen, sie will Dank sagen für bereits erhaltene finanzielle Unterstützung und auch zur weiteren Hilfe anregen.

Eine Rarität ist die Kinderkutsche des Kurprinzen Friedrich Wilhelm (um 1690), die älteste in Europa. Der kleine Prunkwagen wurde nach holländischem Vorbild in höchster Qualität hergestellt. Geschnitzte und bemalte Hoheitszeichen verweisen auf die politisch beeinflußte Ästhetik der höfischen Wagenbaukunst.

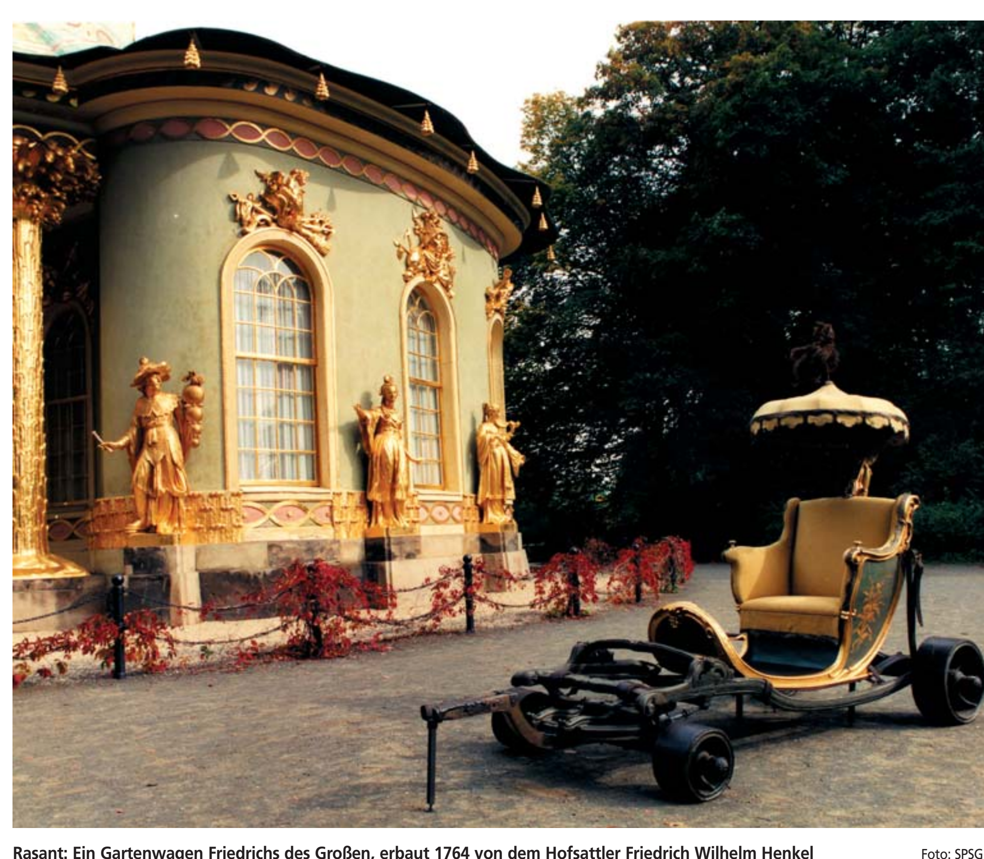
Ein Gartenwagen mit Baldachin Friedrichs II. (1764) für den Park Sanssouci, ein typischer Lustwagen des Rokoko nach Art der Phaetons, jedoch mit breiten, zum Wegeschutz mit Leder bespannten Rädern, und ein Gala-Berline-Coupé (1755 / 1765) nach grafischen Vorlagen Johann Michael Hoppenhaupts geben Beispiele für die friderizianische Wagenbaukunst. Zwei entwicklungsgeschichtlich folgende Staatswagen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. können wegen laufender Restaurierungsarbeiten nur in Bild und Text vorgestellt werden. Friedrich Wilhelm III. bewies in der Repräsentation außerordentliche Zurückhaltung. Für seine Galawagen orderte er Form und Schnitt nach englischen Modellen und eine braune Lackierung, obwohl nach dem Einwand seines Hofmarschalls von Massow „man einmal gewöhnt ist, alle Galakutschen mit Goldgrund oder Aventurin zu sehen“. Letztgenannte „Streugoldtechnik“ fand bei einer für die Kronprinzessin Luise zur Hochzeit überarbeiteten Sänfte Anwendung. Sie bildet das zeitliche Schlußlicht



Reicher plastischer Schmuck verzierte auch Rennschlitten

der erhaltenen Sammlung. Mit drei früher entstandenen Sänften dokumentiert die Ausstellung deren künstlerische Entwicklung und Gebrauch im zeremoniellen Zusammenhang. Schließlich werden drei für höfische Schlittenfahrten und Karussells verwendete unterschiedliche Typen von barocken Rennschlitten mit reichem plastischen Schmuck und symbolischen Bezügen zum Insassen gezeigt. Außerdem sind zur Hofhaltung wichtige Fahrzeuge, ein Feuerspritzwagen und ein Transportwagen für die Kübelpflanzen sowie ein durch Größe und Konstruktion besonders beeindruckender Steintransportwagen aus dem 18. Jahrhundert zu sehen.

Die Autorin ist Kustodin der Marstallsammlung. Schloß Paretz, Parkring 1, 14669 Ketzin, ist bis 31. Oktober von 11 bis 17 Uhr, vom 1. November bis 31. März an den Wochenenden und feiertags von 11 bis 16 Uhr geöffnet, Eintritt 4 / 3 Euro.



Rasant: Ein Gartenwagen Friedrichs des Großen, erbaut 1764 von dem Hofsattler Friedrich Wilhelm Henkel Foto: SPSG

Akzente durch leuchtende Bauten

Kunstmuseum Stuttgart zeigt eine Ausstellung zur Architektur der Nacht

Wenn die Dunkelheit einbricht, erstrahlt der Neubau des Kunstmuseum Stuttgart und setzt einen gewichtigen Akzent im nächtlichen Stadtbild. An einem solchen Ort der Entwicklungsgeschichte der Nachtfassade nachzugehen leuchtet buchstäblich ein. Mit „Leuchtende Bauten: Architektur der Nacht“ widmet sich erstmals eine umfangreiche Ausstellung dem Thema der Architekturillumination. Die großen Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts waren das Experimentierfeld der modernen Architekturbeleuchtung: So wurde 1889 in Paris der neu errichtete Eiffelturm des Nachts zum Leuchtturm. Aber erst in den 1920er Jahren avancierte die Nachtfassade zum zentralen Anliegen der Architekten, die avantgardistische technische und ästhetische Lösungen für die Großstädte suchten.

Die Ausstellung veranschaulicht die europäische und amerikanische Illuminationsgeschichte durch beleuchtete Modelle, Fotografien, Gemälde, visionäre Entwürfe und architektonische Leuchtskulpturen. Eigens für die Ausstellung wurde ein farbig leuchtendes und 100 mal 70 Zentimeter großes Modell von Bruno Tauts Glashaus gebaut, mit dem der Königsberger 1914 auf der Kölner Werkbundausstellung Aufsehen erregte. „Das Glashaus hat keinen anderen Zweck als schön zu sein“, sagte der Architekt damals. Schön sind auch Beispiele aus der jüngeren Architekturgeschichte; man denke nur an die Allianz Arena, die Herzog & Meuron für München schufen. Ein großes Kapitel stellt deshalb in der Stuttgarter Ausstellung auch jüngste Entwürfe und Bauten mit außergewöhnlichen Lichtfassaden vor. Die aktuelle Frage, wie innerstädtische Beleuchtungskonzepte zwischen Kommerz und ästhetischem Anspruch aussehen können, rückt dabei besonders ins Blickfeld.

Der Einzug der Stuttgarter Kunstsammlung in den markanten Museumsneubau mitten im Stadtzentrum und die Umbenennung der städtischen Galerie in Kunstmuseum Stuttgart stehen symbolisch für den Aufbruch der Sammlung in eine neue, stärker international ausgerichtete Ära. Überwiegend thematisch ausgerichtete Ausstellungen stellen behutsam und konsequent aus den bereits angelegten Strukturen heraus Verknüpfungen mit internationalen und zeitgenössischen Fragestellungen und Positionen her. Vier Bereiche der Sammlung spielen dabei eine besondere Rolle: das Thema des Ornaments (beispielsweise im Werk Adolf Hölzels), der politisch-sozialkritische Ansatz (etwa bei Otto Dix), die subversiv-ironische Strategie (besonders im Werk von Dieter Roth) sowie der oft fließende Übergang von der „freien“ zur „angewandten“ Kunst (bei Künstlern wie Adolf Hölzel, Ida Kerkovius, Oskar Schlemmer oder Willi Baumeister).

Mit der Eröffnung des Neubaus am Kleinen Schloßplatz hat Stuttgarts Kunstsammlung den ihr angemessenen Rahmen gefunden. – Und mit 5 000 Quadratmetern Ausstellungsfläche nun auch genügend Raum zur Entfaltung. Im Kubus – dem einzigen von außen sichtbaren Teil des Gebäudes – finden drei bis vier große Sonderausstellungen pro Jahr statt. In den beiden unterirdischen Ebenen entfalten sich bis zur Theodor-Heuss-Straße hin die Räume, die sich ideal für die Präsentation der Sammlung eignen. Auch diese bietet den Besuchern immer wieder neue Anreize: Kleinere Ausstellungen vertiefen hier regelmäßig Aspekte der Sammlung oder setzen Kontrapunkte. Die Präsentation der Sammlung selbst lebt vom Wechselspiel aus Kontinuität und Veränderung, aus Wiederfinden und Überrascht werden. Während den meisten die Gemälde von Otto Dix bereits vertraut sind, wird sich der Duft von Wolfgang Laibs Bienenwachs ebenso frisch einprägen wie die bedrohlich schwingenden Stühle und das schlangenartig in die Höhe geschossene Seil von Rebecca Horns Installation. *pm/os*

Die Ausstellung im Kunstmuseum Stuttgart, Kleiner Schloßplatz 1, 70173 Stuttgart, ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Mittwoch und Freitag bis 21 Uhr geöffnet, bis 1. Oktober, anschließend vom 27. Januar bis 6. Mai 2007 im Nederlands Architectuurinstitut Rotterdam, Katalog, herausgegeben von Dietrich Neumann und Marion Ackermann, Verlag Hatje Cantz, Ostfildern, 152 Seiten, 120 Abb, davon 70 farbig, geb., 35 Euro.



Bruno Taut: Modell des 1914 erbauten Glashauses Foto: Katalog

Ein Gewand für die Seele

Es war schon ein merkwürdiges Gebilde, das sich da am Rande der Deutschen Werkbundausstellung im Mai 1914 in Köln der Öffentlichkeit präsentierte. Wie kaum ein anderes Bauwerk erregte es die besondere Aufmerksamkeit des Publikums. Die einen sprachen verächtlich von einem „Spargelkopf“, die anderen zeigten sich angetan von diesem als Reklamepavillon für die Glasindustrie konzipierten Bau. Bruno Taut (1880–1938), der Architekt aus Königsberg und Schöpfer des Glashauses, sprach selbst von einem Versuch, „ein Gewand für die Seele zu bauen“. Nachts verwandelte sich der Körper, mit tausend Watt von innen erleuchtet, in ein funkelndes, strahlendes Juwel. Lange jedoch sollten sich die Menschen nicht mehr an diesem Juwel erfreuen können.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, wurden die ersten Ausstellungsobjekte abgeräumt. Die Ausstellung wurde geschlossen und das Gelände zum militärischen Sperrgebiet erklärt. Nach Ende des Krieges nutzte die englische Besatzungsmacht das Gelände. Einige Gebäude wurden noch saniert, darunter auch Tauts Glashaus, bis sie 1922 endgültig Baggern und Spitzhacken zum Opfer fielen. *SiS*

Auf hohem technischen Niveau

Stadtmuseum Berlin zeigt im Kunstforum die Fotografiensammlung des Malers Eduard Gaertner

Von Helga Steinberg

Erstmalig stellt die „Stiftung Stadtmuseum Berlin“ die Sammlung fotografischer Ansichten aus dem Besitz des Malers Eduard Gaertner (1801–1877) vollständig aus. Sie ist von besonderer Bedeutung für die Bewertung der frühen Berliner Fotografiegeschichte. Bei Recherchen zur ersten Gesamtschau der Gemälde Eduard Gaertners wurde sie im Jahr 2001 entdeckt. Der Fund erregte schon damals Aufsehen, da es bis zu diesem Zeitpunkt keinen Hinweis gegeben hatte, ob der Künstler Interesse an dem zu seiner Zeit jungen Medium hatte und sogar Fotografien besaß. Einige Blätter wurden damals im Zusammenhang mit der Gaertner-Ausstellung gezeigt und auch kommentiert. Eine umfassende Auswertung stand jedoch bis heute noch aus.

Inzwischen hat das Stadtmuseum Berlin diese wertvolle Sammlung mit Hilfe großzügiger Spenden und Stiftungen erwerben und bearbeiten können. Eine glückliche Fügung, da sich das Museum seit je um das Werke Gaertners bemüht und darüber hinaus über eine große Sammlung mit Fotografien von Alt-Berlin verfügt.

„Gaertners Veduten des biedermeierlichen Berlin faszinieren bis heute durch die lebendige, atmosphärisch dichte Schilderung bürgerlichen und herrschaftlichen Lebens und seine überaus präzise, anschauliche Wiedergabe von Baukunst und Stadtraum der königlichen Residenz“, erläutert Ines Hahn, Leiterin der fotografischen Sammlung der Stiftung Stadtmuseum Berlin. „Wenn auch der Künstler weit über Preußen hinaus agierte, war doch der Mittelpunkt seines Schaffens Berlin, der sich auch in seiner Lichtbildersammlung widerspiegelt: 65 der 77 Aufnahmen sind Berlin-Ansichten der 1850er und 1860er Jahre, darunter die vermutlich älteste noch erhaltene Berlin-Fotografie auf Papier: das Denkmal Friedrichs II. Unter den Linden aus dem Jahr 1851.“

Der Besucher der Ausstellung kann anhand der Blätter, die so manches Mal lebhaft an Bilder Gaertners erinnern, einen historischen Stadtrundgang unternehmen. Er beginnt am Denkmal des Großen Kurfürsten, vorbei am Stadtschloß der Hohenzollern, dem Mittelpunkt der damaligen Stadt, geht vom Lustgarten über die Schloßbrücke die Straße Unter den Linden entlang und steht schließlich am Denkmal Friedrichs des Großen.

Ein Abstecher zum Gendarmenmarkt ist erlaubt. Das Berliner Rathaus in der Spandauer Straße, die Klosterstraße, Reste alter Festungsanlagen in der Neuen Jacobstraße, der Spittelmarkt mit der Gertraudenkirche sind Motive aus den ältesten Stadtteilen und liegen abseits vom herrschaftlichen Berlin.

Ansichten von Brandenburg, darunter Aufnahmen des Klosters Chorin, sind ebenso zu finden wie das Amphitheater in Pompeji – eines von nur fünf Blättern, das in der damals für den Vertrieb im Kunsthandel üblichen Weise auf Karton gewalzt ist.

„Bei 72 Bildern – und das macht ihren besonderen Wert für die Fotografiegeschichtsschreibung aus – handelt es sich um fotografische Rohmaterial, das weder exakt beschnitten noch vollständig retuschiert, aufgezogen und signiert ist“, so Ines Hahn. „Gaertner betrieb ausgiebige architektonische Vorstudien und nutzte, wie viele Künstler der Zeit, auch die Camera obscura als Zeichenhilfe.“

„Auch wenn die Lichtbilder teilweise erst Jahre, nachdem er die entsprechenden Motive künstlerisch verarbeitet hatte, entstanden sind, wirft dieser Fund ein neues Licht auf das Schaffen Gaertners. Ihr Zustand läßt vermuten, daß der Künstler sie zumindest zur Rückversicherung als Ansichts- und Arbeitsmaterial handhabte.

Die Aufnahmen stammen aus dem Atelier Philipp Graff, von A. Hensel, A. Schmidt und Robert Rive. Die meisten Arbeiten stammen von Leopold Ahrendts (1825–1870), einem der ersten Berliner Stadtbildfotografen von überregionaler Bedeutung. Andere Motive sind durch spätere Abzüge von F. Albert Schwartz (1836–1906) bekannt, der fast ein halbes Jahrhundert lang die rasanten baulichen Veränderungen der Stadt mit der Kamera begleitete. „Wurde die Daguerreotypie bereits seit ihrer Erfindung in Paris 1839 in Berlin begeistert aufgenommen und gewerblich praktiziert, setzte sich die Fotografie auf Papier auch hier erst um 1850 durch“, erläutert Hahn die Geschichte der Fotografie in Berlin.



Historische Aufnahme aus dem alten Berlin: Blick vom Alten Museum über den Lustgarten auf das Schloß im Jahr 1856; im Vordergrund ist die 1843 aufgestellte Amazone von August Kiß zu sehen. Foto: Leopold Ahrendts

„Es sind die frühesten Zeugnisse der Lichtbildnerei auf Papier, die wir in diesem Bilderschatz vorfinden. Sie erlauben in ihrem Rohzustand Einblicke in Technik und Arbeitsmethoden der Pioniere der Negativ-Fotografie“, so Hahn. „Erforderten die komplizierten fotografischen Verfahren neben Kenntnissen der Chemie und Optik vor allem ‚Fleiß, Reinlichkeit und Geduld‘, so war die frühe Lichtbildnerei doch ‚keine Kunst, die sich bloß durch Rezepte erlernen läßt‘, wie es in Anton Martins ‚Handbuch der Photographie‘ von 1852 heißt. Beschrieb Martin darin mehr als 30 Methoden, negative und positive Papier-Bilder zu erzeugen und sieben Methoden, Glasnegative zu bereiten, so bietet auch Gaertners Fotografien-Sammlung ein ganzes Spektrum verschiedenster fotografischer Arbeitsweisen. Sie erlaubt damit erstmals die Einschätzung, daß die in der Zeit gängigen fotografischen Verfahren in Berlin auf hohem technischen Niveau praktiziert wurden, technische Neuerungen aufgenommen und experimentierend weiterentwickelt wurden. Auffällig sind Bildfolgen wie drei Aufnahmen der Südseite des Schlosses. Die geringfügige Variation von Kamerastandpunkt, Bildausschnitt und perspektivischer Verkürzung der 192 Meter langen und 30 Meter hohen, imposanten Fassade lassen erkennen, daß bereits die Fotografen der Frühzeit seriell arbeiteten.“

In der Ausstellung sind natürlich auch Bilder Eduard Gaertners zu sehen, ergänzt durch Ansichtengrafiken anderer Künstler der Zeit. „In der Korrespondenz von Malerei, Grafik und Fotografie offenbart die Ausstellung die wechselseitige Beeinflussung der Künste und erlaubt, die formalen und ästhetischen Besonderheiten der vorliegenden Sammlung zu beurteilen.“

Die Ausstellung „Bild und Abbild“ des Stadtmuseums Berlin im Kunstforum der Berliner Volksbank, Budapester Straße 35, 10787 Berlin, ist täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 4 / 3 Euro, bis 12. November.

Positives Lebensgefühl

Er gilt als einer der wichtigsten deutschen Maler von Architektur- und Städtebildern des 19. Jahrhunderts: Eduard Gaertner.

Mit seinen Veduten, naturgetreuen Darstellungen der Landschaft in der Malerei, schuf er Ansichten von Berlin, die wie eine Chronik der Biedermeierzeit anmuten. Seine Bilder strahlen ein positives Lebensgefühl aus, loben Kritiker wie Helmut Börsch-Supan, ein Lebensgefühl, „das deswegen so überzeugend wirkt, weil es sich mit Nüchternheit verbindet. Dieses Lebensgefühl hat seine Grundlage im Sieg Preußens in den Befreiungskriegen und in dem sich daraus ergebenden kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt.“

Geboren wurde Eduard Gaertner am 2. Juni 1801 in Berlin. Bereits mit zehn Jahren erhielt er ersten Zeichenunterricht. 1814 wurde er Malerlehrling in der „Königlichen Porzellanmanufaktur“ (KPM). Als er schließlich 1821 in das Atelier des Hoftheatermalers Carl Wilhelm Gropius aufgenommen wurde, war das der Beginn seiner Karriere als Architekturmaler.

Bereits 1824 erhielt Gaertner erste Aufträge des preußischen Königshauses. Er gefiel, weil es ihm gelang, nicht nur die Architektur, sondern auch die Atmosphäre einzufangen. Friedrich Wilhelm III. ermöglichte dem jungen Künstler sogar eine Studienreise nach Paris, die er 1825 antrat. Drei Jahre später kehrte Gaertner zurück und präsentierte seine Pariser Stadtansichten in der Akademie der Künste. 1833 wurde er in die Akademie aufgenommen.

Gaertners Bilder gefielen so sehr, daß sogar der Hof in St. Petersburg Aufträge an den Berliner Künstler vergab. Zwischen 1837 und 1839 reiste er mehrmals nach Rußland. Unter der Regentschaft Friedrich Wilhelms IV. wurden die Aufträge weniger, so daß Gaertner, der schließlich vermehrt Landschaften malte, sich aus Berlin zurückzog. Er starb am 22. Feburar 1877 in Zechlin bei Neuruppin. *hst*

Lebensqualität verbessert

Der Baumeister Karl Friedrich Schinkel war auch als Denkmalschützer aktiv

Von Silke Osman

Von Karl Friedrich Schinkel stammen nicht nur profane und sakrale Bauten, er malte auch Bilder und bemühte sich um die Erhaltung bedeutender Baudenkmäler wie etwa der Marienburg, und er setzte sich für die Vollendung des Kölner Doms ein. Seine Bühnendekorationen etwa für Mozarts „Zauberflöte“ oder E.T.A. Hoffmanns Oper „Undine“ werden heute noch bestaunt. Sogar Möbel hat er entworfen. Als Schöpfer des preußischen Stils ist Schinkel in die Kunstgeschichte eingegangen. Von seinem reichen Schaffen kann man sich noch bis zum 9. Oktober im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Kutschstall am Neuen Markt in Potsdam, ein Bild machen (dienstags bis freitags von 10 bis 17 Uhr, am Wochenende bis 18 Uhr).

Viele Bauten, die Schinkel einst entworfen hat, sind in der Vergangenheit umgebaut, verfälscht oder gar vernichtet worden. Man denke nur an die von 1832 bis 1836 zwischen Kupfergraben und Friedrichswerderscher Kirche errichtete Bauakademie in Berlin, den ersten repräsentativen Rohziegelbau in Preußen, der 1962 abgerissen wurde und dem Gebäude des DDR-Außenministeriums weichen mußte. Der 2001 gegründete Verein Internationale Bauakademie Berlin, dem renommierte Architekten angehören, bemüht sich nun, mit Hilfe von Sponsoren das ehrwürdige Gebäude wieder zu errichten. Seit 2002 steht die nordöstliche Ecke des Hauses wieder. In der Zwischenzeit sollen mit der Schinkelschen Fassadenarchitektur bedruckte Planen in den Originalabmessungen einen Eindruck von der Wirkung des ganzen städtebaulichen und architektonischen „Juwels“ im historischen Zentrum Berlins vermitteln. Sein erster Ziegelbau war die Bauakademie allerdings nicht; schon bei der Neuen Wache und bei der Friedrichswerderschen Kirche hatte Schinkel „ohne Übertünchung und Abputz“ gearbeitet. Mit der Bauakademie jedoch erreichte er einen Höhepunkt in dieser Technik.

Als der höchste für das Bauwesen in Preußen zuständige Beamte unternahm Schinkel in diesen Jahren auch eine Reihe von Dienstreisen durchs Land und beeinflußte durch seine Stellung viele der nach ihm folgenden Architekten. Auch in seiner Eigenschaft als erster Denkmalschützer bereiste Schinkel die Lande. So unternahm er 1819 eine Dienstreise zur Marienburg, die er zuvor nur auf den Zeichnungen Friedrich Gillys, den er sehr verehrte, gesehen hatte. Die Wiederherstellung der Deutschordensburg wurde ein bedeutender Schwerpunkt seines Schaffens, galt sie doch nicht nur als großartiges Bauwerk, sondern auch als Symbol für Preußens Wehrhaftigkeit und Größe.



***Karl Friedrich Schinkel: „Führer zu seinen Bauten – Berlin und Potsdam. Aachen bis Sankt Petersburg“**, Deutscher Kunstverlag München 2006, 160 Seiten / 240 Seiten, 380 Farbabb., Klappbroschur, 29,90 Euro, PMD-Bestellnummer 5685*

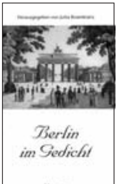
Als einer der Gründungsväter der institutionalisierten Denkmalpflege war Schinkel darauf bedacht, den Respekt für den Baubestand mit dem praktischen Nutzen zu verbinden. Wichtig war ihm die ästhetische Qualität, die Übereinstimmung der einzelnen Teile mit dem Stil des Gebäudes. Denkmale waren für ihn Orte der stillen Einkehr, der Besinnung und des Gedenkens, um die herum das Leben der Gegenwart pulsierte. Sie zu erhalten, diente der Verbesserung der Lebensqualität – auch wenn man damals dieses Schlagwort noch nicht kannte.

Fast jeder klassizistische Bau jener Jahre wird mit Schinkels Namen verbunden. Die meisten Entwürfe anderer Architekten landeten auf seinem Tisch und sind mit seinen Korrekturen versehen. Ein ausführlicher und übersichtlich gestalteter Führer zu seinen Bauten gibt Aufschluß darüber, welche Bauwerke tatsächlich von Karl Friedrich Schinkel stammen. In zwei Bänden – Band I umfaßt Berlin und Potsdam, Band II führt von Aachen bis Sankt Petersburg – haben sich Fachleute daran gemacht, nur eigenständige Entwürfe Schinkels in Einzelbetrachtungen zu würdigen. Andere Bauten, auf die Schinkel Einfluß ausübte, finden in einleitenden Texten zu einzelnen Gebieten Erwähnung. Gerade hier wird deutlich, wie groß der Einfluß Schinkels als oberster Baubeamter war.

Dem Maler, Denkmalschützer und Baumeister Schinkel ist es nicht zuletzt zu verdanken, daß Preußen erstmalig in der Geschichte der deutschen Kunst eine Führungsrolle übernahm. In seinem Werk vereinigten sich auf glanzvolle Weise Romantik und Klassik zu einem harmonischen preußischen Stil.

Poetischer Spaziergang

Schon immer übte Berlin einen besonderen Reiz auf Schriftsteller aus. Sie kamen aus allen Himmelsrichtungen in die Stadt, um dort zu leben und zu arbeiten. Die krassen Gegensätze, die in der Metropole dicht nebeneinander liegen, waren es, die sie inspirierten. Auf der einen Seite qualmende Fabrikschornsteine, auf der anderen stille Seen und Wälder, hier glanzvolle Kaffeehäuser und da dunkle Hinterhöfe. Jutta Rosenkranz hat ihre 1987 erschienene Anthologie „Berlin im Gedicht“ (Husum Verlag, 127 Seiten, brosch., 6,95 Euro, PMD-Bestellnummer 5684) überarbeitet und aktualisiert, entstanden ist wieder ein poetischer Spaziergang – durch Berlin und durch die Zeit. Den Leser erwartet Lyrik aus über 250 Jahren, mit einem Schwerpunkt im 20. Jahrhundert. Fast alle bekannten Namen der deutschen Literatur sind vertreten. Das Schöne an einer Anthologie: Man kann sich das herausuchen, was einem gefällt ... *SiS*



Eine Lanze für Grass brechen – Karriere war gefährdet

Betr.: „Der Balken im eigenen Auge“ (Nr. 33)

Ich mag Herrn Grass nicht. Ich mochte ihn auch nie. Trotzdem möchte ich für ihn eine Lanze brechen.

Ich empfinde es als schäbig, wie man heute mit diesem Menschen umgeht. Die berühmt-berüchtigte Schwarz-Weiß-Malerei aller selbsternannter Saubermänner feiert zünftig Urstände.

Die Medien maßen sich das Recht an, jemanden zu verurteilen, bevor die Frage der Schuld überhaupt beantwortet, ja geschweige denn gestellt worden ist. Dies ist leider typisch und symptomatisch für unsere so aufgeklärte Zeit.

Wenn Adenauer, selbst Naziverfolgter, damals über die Männer der Waffen-SS sagte: „Soldaten wie andere auch“, kann man über ein 17jähriges Bürschchen den Stab nicht brechen, wenn es zu dieser Einheit eingezogen wurde (selbst dann nicht, wenn es sich freiwillig gemeldet hätte). Hieraus Grass einen Schuldvorwurf zu machen, grenzt an hirnloser Weltfremdheit und arrogante Ignoranz von ahnungslosen Besserwissern. Wer die damaligen Umstände beim Einziehen der jungen Männer nicht miterlebt hat und sein Wissen über diese Zeit aus der Nachkriegsliteratur bezogen hat, die aus der Feder von weniger als einem Prozent der Bevölkerung stammt und das, was die anderen 99 Prozent der Bevölkerung erlebt haben, nicht kennt und nicht kennen will, möge sich mit persönlichen Schuldvorwürfen zurückhalten.

Und wie sieht es mit dem Schuldvorwurf aus, er habe (dieses „Verbrechen“) zu lange verschwiegen? Um es gleich zu sagen: Hier trifft Grass ebenfalls keine Schuld.

Die Atmosphäre von Hysterie, gerade von denjenigen aufgebaut, die heute mit dem Finger auf ihn zeigen, erlaubte es Herrn Grass nicht, sich mit der Wahrheit an die sogenannte „Öffentlichkeit“ zu wenden.

Wer kann von Herrn Grass verlangen, daß er mit dieser „Enthüllung“ sein Leben als hervorragender Schriftsteller und Nobelpreisträger ruiniert ?

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Starker Tobak

Betr.: „Der Balken im eigenen Auge“ (Nr. 33)

Erst durch die Berichterstattung in den Medien zu Grass wurde mir bewußt, daß ich ein Greis sei, der es an Reue und Scham über seine Soldatenzeit in der Waffen-SS habe fehlen lassen, dem auch bewußt gewesen sein müsse, was der Anblick seiner Uniform für andere Menschen damals bedeutet habe, der sich natürlich bei Kriegsende hätte befreit fühlen müssen und dem auch der NS-Rassenwahn hätte bewußt sein müssen.

Weiter las ich, daß meine Mitgliedschaft in der Waffen-SS Ausdruck des Ungenügens und Unvermögens gewesen sei, daß von mir vorausgesetzt werden könne, daß ich mir als Soldat Nennenswertes hätte zuschulden kommen lassen und daß ich von sexueller Frustration, Sozialneid, Ressentiment und seelischer Unempfänglichkeit geprägt gewesen sei.

Es ist schon starker Tobak, der uns heutigen „Greisen“ da geboten wird.

Dieter Pfeiffer, Berlin

Einheiten der Waffen-SS kämpften »ritterlich«

Betr.: „Der Balken im eigenen Auge“ (Nr. 33)

Günter Grass habe als junger Soldat der Waffen-SS kein Schuldgefühl gehabt, aber, so sagt er: „Später hat mich dieses Schuldgefühl als Schande belastet“ und „es blieb dieser restliche Makel“. Darf man das einem Literaten glauben, dessen Werk der Geschichte seiner Zeit gilt?

Das Siegertribunal von Nürnberg, erklärte zwar die SS zur „verbrecherischen Organisation“, doch es verurteilte keinen Truppenführer der Waffen-SS, die im gesamten Krieg dem Heer oder dem Oberkommando der Wehrmacht unterstellt war. Die Ehrenerklärung Adenauers für die Angehörigen der Waffen-SS mochte Grass beiseite schieben, doch wird er sich erinnert haben, daß auch im Soldbuch der Waffen-SS die „zehn Gebote für die Kriegsführung des deutschen Soldaten“ eingeklebt waren. Sie befahlen unter Strafandrohung, „ritterlich“ gemäß Kriegsvölkerrecht zu kämpfen, was die Waffen-SS bei aller Härte insgesamt auch befolgte, wie nicht ernsthaft bestritten wurde. Sie tat oft sogar mehr als das: Der Mitbegründer der SS und General der Waffen-SS Sepp Dietrich entließ 1941 nach der Kapitulation der Epirus-Armee auf eigene Faust die griechischen Kriegsgefangenen als „tapfere Gegner“ sofort nach Hause. Die SS-Kampfgruppe „Hohenstaufen“ nahm auf eigene Initiative noch Ende September 1944 den Briten im Kessel von Arnheim fast 1200 Verwundete ab, die sonst verloren gewesen wären, und transportierte sie in ihre Lazarette. Es war ein General der Waffen-SS, der gegen einen Führerbefehl Wien im März 1945 freigab und dadurch vor der Vernichtung rettete, wobei ihn sein Oberbefehlshaber Sepp Dietrich nach oben deckte. Die Waffen-SS bestrafte auch im Rußlandfeldzug eine Vergewaltigung mit dem Tode. Der Verantwortliche für das Kriegsverbrechen von Oradour entging dem vom vorgesetzten Kommando der Waffen-SS eingeleiteten Kriegsgerichtsverfahren nur deshalb, weil er vorher fiel. Selbst die Kenntnis nur einiger dieser oder ähnlicher Fakten mußte Grass am Verdikt „verbrecherische Organisation“ zweifeln lassen. Mit wenig Nachdenken sollte er dann erkannt haben, daß die Teilen der Waffen-SS zur Last gelegten Kriegsverbrechen auf keinen Fall institutionell so zu ihrer Organisation gehörten, wie der Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung zu den westalliierten Luftstreitkräften, die fast täglich viele Oradours verursachten. Sofern also die Prämisse stimmt, daß Günter Grass die Geschichte seiner Zeit als denkender Mensch verarbeitet hat, dürfte es sehr schwer fallen, ihm ein „Schuldgefühl“ wegen bloßer Zugehörigkeit zur Waffen-SS abzunehmen.

Manfred Backerra, Hamburg

Grass mußte wegen des Schuldklimas schweigen

Betr.: „Der Balken im eigenen Auge“ (Nr. 33)

Um es vorweg zu sagen: Ich selbst habe nie Sympathien für Grass und seine Werke gehegt; aber was man jetzt mit ihm treibt, ist typisch für die deutsche Form der „Vergangenheitsbewältigung“.

Grass, der stets als Moralapostel auftrat, seinen Landsleuten den Spiegel der NS-Ära vorhielt und sie der kollektiven Schuld bezichtigte, steht nun plötzlich selber als kleines Teilchen im Räderwerk des Machtapparates des Dritten Reiches dar. Und dafür soll er nun schuldig gesprochen werden?! Einmal Nazi – immer Nazi.

Wenn man dem Schriftsteller nun vorwirft, daß er sich nicht schon früher zu seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS bekannt hat, dann ist das vor dem Hintergrund des deutschen Angst- und Schuldklimas zu verstehen, zu dem Grass durch das unaufhörliche Schwingen und Austeilen mit der moralischen Keule einen eben nicht gerade geringen Anteil beisteuerte. Denn was wäre anderenfalls in diesem verlogenen Klima passiert? Man hätte Grass vermutlich verdammt, ihn zur Unperson erklärt, seine Werke klein geredet. Ihm wäre mit Sicherheit nicht die Ehrenbürgerschaft seiner Geburtsstadt Danzig zuteil geworden, und er hätte wohl auch nicht den Literatur-Nobelpreis sowie andere Ehrungen verliehen bekommen.

Wolfgang Reith, Neuss

Umstrittener Ehrenbürger: Günter Grass in seiner Heimatstadt Danzig. Foto: eastway

Gedeckelt

Betr.: „Nazis unterstützten Zionisten“ (Nr. 30)

Ich hatte schon einmal davon gehört, ohne dieses Wissen allerdings parat zu haben.

Ich bin sicher, es gibt nur wenige Deutsche, die davon wissen, wie Zionisten und der NS-Staat selbst noch im Krieg – bis November 1941 – zusammengearbeitet haben. Aber was wissen schon die heutigen Deutschen mehrheitlich über die NS-Zeit? Wenn man von den Verbrechen des NS-Staates absieht, fast nichts. Sie sind vom Holocaust gedeckelt.

Es ist genug Schlimmes geschehen, von deutscher Seite, aber nicht nur von ihr. Der Zweite Weltkrieg ist nicht vom Himmel gefallen und war auch nicht nur Hitlers Werk. Da haben viele mitgewirkt, auch solche, die heute besonders heftig auf uns einzudreschen pflegen.

Leider haben sie in unserem Land ihre deutschen Hilfstruppen, die sich der Unwahrheit und des Verschweigens verschrieben haben. Wo viel Schatten ist, darf kein Licht sein.

Hans-Peter Handl, Solingen

Im Interesse der Gerechtigkeit

Betr.: „Erzwungene Wege“ (Nr. 32)

Ich habe der deutschen Kanzlerin bezüglich der Dringlichkeit eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ geschrieben. Auch schrieb ich, daß für die rechtmäßige Rückkehr von Schlesien, Pommern und Ostpreußen zu Deutschland die Initiative ergriffen werden muß. Alle jene, die vertrieben wurden und noch in der Lage sind, ihre Meinung zu verbreiten, sollten dies für die gemeinsame Sache tun. Die deutsche politische Klasse sollte endlich im Interesse der Gerechtigkeit und des Rechts handeln.

Robert Lee Shipley, Gillingham, England

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **9314**

Vom Tellerwäscher zum Außenminister

Betr.: „Professor Straßenkampf“ (Nr. 26)

Zum Abschied von Josef Fischer sei ein satirischer Epilog erlaubt.

Man könnte sarkastisch konstatieren: Wieder verläßt eine Koryphäe Deutschland, weil hier die Basis für ein schöpferisches Wirken abhanden gekommen ist. Sie will deshalb in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Amerika also, einen Neuanfang wagen. Diese Koryphäe ist unter dem Namen Joschka Fischer bekannt geworden, der immerhin vom Gelegenheitsarbeiter ohne Schulabschluß und von einem Sponti, der mit Steinen gegen die Obrigkeit opponierte, zum Vizekanzler der Bundesregierung und damit verbunden zum Außenminister avancierte. Das ist doch eine tolle Karriere, die lebhaft an den Tellerwäscher erinnert, der Millionär wurde. Seine Erfolge als Außenminister sind allerdings kaum von Bedeutung gewesen, auch wenn Joschka Fischer für eine gewisse Zeit dem Sicherheitsrat der UN präsidieren durfte. Auch hat sich sein heimlicher Traum, erster Außenminister Europas zu werden, als Seifenblase erwiesen.

Joschka Fischer glaubt nun, seine pazifistischen Vorstellungen als Prof. Dr. h. c. an einer elitären Hochschule besser verwirklichen zu können. Am Rande sei vermerkt, daß er sogar als Nachfolger des UN-Generalsekretärs im Gespräch war. Dann wäre es nicht mehr weit, ihn für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen. Seine pazifistische Einstellung weist jedoch einen gewaltigen Knick auf. Seine flammende, mit viel Pathos vorgetragene Rede, mit der er seine Gesinnungsfreunde überzeugte, dem Einsatz deutscher Soldaten auf dem Balkan zuzustimmen, ist noch vielen Deutschen in bedrückender Erinnerung. Dem Pazifisten Fischer haftet somit das penetrante Odium an, deutsche Soldaten in einen Krieg befohlen zu haben. Es wäre deshalb sinnvoller, wenn Herr Fischer sich jetzt wieder als Vermittler zwischen den verfeindeten Israelis und Palästinensern anbieten würde. Hier hat er immerhin gewisse Erfahrungen gesammelt, die sogar mit einem Doktorhut gewürdigt worden sind.

Mit dem sang- und klanglosen Abschied des einst beliebtesten (?) deutschen Politikers von der schnöden Politik, der zu seinem Naturell paßt, hat J. Fischer zu erkennen gegeben, daß ihm das Wohl der Deutschen völlig gleichgültig ist und ihm Patriotismus und Nationalgefühl unbekannte Vokabeln sind. Ihm werden deshalb kaum viele Deutsche eine Träne nachweinen. Lediglich seine Gesinnungsfreunde stehen wie begossene Pudel da, nachdem ihr Messias in höhere Sphären aufgestiegen ist. Es ist kaum anzunehmen, daß sich Apostel finden werden, die die Lehren ihres Meisters in seinem Sinne missionieren könnten.

Walter Grubert, Hannover

Stigmatisierung

Betr.: „Krise am Empörungsmarkt“ (Nr.32)

Mit großem Vergnügen habe ich (wieder mal) Ihren „Hans Heckel“ gelesen.

Besonders die Darlegungen der scheibenweisen Ausgrenzung und Stigmatisierung von „Risikogruppen“ im Gesundheitssystem erinnerten mich an ein Zitat von Berthold Brecht.

Wann wird körperliche Arbeit infolge „mangelnden Bildungsvorsorgewillens“ als selbstverschuldete Risikogruppe angeprangert?

Allerdings erinnern mich diese Parolen auch irgendwie an den schon bewährten „gesunden Volkskörper“ des Dritten Reiches.

Dieses Land ist auf dem besten Wege alle Errungenschaften der 48/49er und der Sozialgesetze Bismarcks zu vernichten. Hierbei geht es nicht nur um Tabak- oder Alkoholgenuß, sondern es ist die Spitze „eines Eisberges“.

Ulrich Drübbisch, Ahrensburg

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Sie können sich nicht mehr wehren

Betr.: Leserbrief „Was waren das für Ungeheuer in Menschengestalt“ (Nr. 31)

Ich halte es für ungerecht, einen ganzen Berufsstand – hier die dänischen Ärzte der damaligen Zeit 1945 bis 1949 – in Bausch und Bogen zu verurteilen. Diese Ärzte, werden heute zum größten Teil nicht mehr leben, können sich also gegen eine solche Beschuldigung nicht mehr wehren; oder sie sind mindestens hoch in den 80ern! Ein vorurteilfreies und nüchternes Bild auch zu dieser Thematik vermittelt das neueste Buch des dänischen Autors Arne Gammelgaard „Auf Führerbefehl in Dänemark – Deutsche Flüchtlinge in Dänemark 1945 bis 1949“. Das Buch erschien zu Weihnachten 2005 und ist auch über den PMD zu beziehen.

Ruth Henke, Kiel

Vergnügen nach der Arbeit

Feierabend! Die Belegschaft stürmt aus dem Haus. Alle sind froh, endlich nach Hause zu kommen, um Kraft zu schöpfen für den nächsten Tag. Alle? Nein, nicht alle gehen am Abend gleich in die eigenen vier Wände. Der eine oder andere muß noch etwas besorgen fürs Abendessen oder auch fürs Frühstück. Andere wollen und können nicht gleich abschalten, sie brauchen „action“, brauchen Trubel, „abtanzen“ nennt man das wohl heute. Sie gehen zur „After-Work-Party“, zur Party nach der Arbeit, nehmen einen kleinen Drink, tanzen und führen nicht unbedingt tiefsinnige Gespräche.

Wieder andere zieht es in Museen. Dort wird an bestimmten Tagen „Art after work“, also Kunst nach der Arbeit geboten wie etwa jeden ersten Donnerstag im Frankfurter Städel. Dort wird am 7. September „Ein innovatives Sammlungskonzept. Von Johann Friedrich Städel bis heute“ vorgestellt (20 Uhr). Viele Museen bieten auch spezielle Abendführungen an, wie etwa die Österreichische Galerie Belvedere in Wien.

Doch warum nur konsumieren, wenn man auch produzieren kann? In Hamburg hat vor einiger Zeit eine ganz besondere Galerie ihre Pforten geöffnet: die Jam-Art-Galerie in Ottensen. Dort kann man in einer „After Work Session“ sein eigenes Bild malen und mit nach Hause nehmen. Die Idee kam aus Hongkong, wo ein kleines Malstudio zum absoluten Szene-Treff wurde. Die Hamburger Frank Bade und Annika Trosien haben die Idee weiterentwickelt und bieten auf etwa 200 Quadratmetern Platz zum Malen und Entspannen. Leinwand und Farbe werden gestellt, auch Tips und Tricks rund ums Malen verraten. Dann geht's los, und so mancher ist baß erstaunt, wenn er plötzlich Talente in sich entdeckt, die er nie zuvor vermutet hat.

Von 35 bis 85 Euro kostet der Spaß. Man kann als Single, als Paar oder auch als größere Gruppe seine künstlerische Ader entdekken. Mehr Informationen über die Jam-Art-Galerie, Planckstraße 7 a, 22765 Hamburg, Telefon (0 40) 32 03 25 16, Fax (0 40) 32 03 25 17 oder im Internet unter www.JAM-ART-GALLERY.com. *SiS*

Vergessen auf Zeit

»Süßer Schlummer«: Eine Ausstellung in der Residenzgalerie Salzburg

Von Silke Osman

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes, ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir und hören auf zu sein“, läßt Johann Wolfgang von Goethe seinen „Egmont“ sprechen über ein faszinierendes Phänomen, das Menschen schon seit Jahrtausenden beschäftigt und immer wieder erstaunt: der Schlaf.

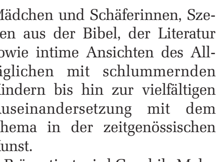
Warum schlafen wir? Was geht im Körper vor, wenn wir schlafen? Wie lange sollte man schlafen? Warum leidet man unter Schlaflosigkeit? Fragen, denen Wissenschaftler nachgehen, die aber auch Künstler und Dichter bewegen. Leonardo da Vinci, das Universalgenie der Renaissance, brachte das Geheimnisvolle des Schlafs mit einem Rätsel auf den Punkt: „Was ist das? Der Mensch wünscht es sich herbei, und wenn er es endlich hat, lernt er es nicht kennen.“

Das Statistische Bundesamt hat herausbekommen, daß der Deutsche durchschnittlich 8,22 Stunden täglich im Bett verbringt. Kurz gesagt: Schlafen ist so zeitaufwendig wie ein Hauptberuf. Schlafforscher haben darüber hinaus festgestellt, daß die übliche Schlafdauer eines Erwachsenen zwischen sechs und neuneinhalb Stunden liegt. Eine Studie der Regensburger Universität ergab sechs Stunden und 59 Minuten als Durchschnittsschlafzeit. Statistisch gesehen hat ein 75jähriger Mitteleuropäer 25 Jahre seines Lebens schlafend zugebracht. Dabei leiden gerade ältere Menschen oft unter Schlaflosigkeit („senile Bettflucht“). Ob da der Ratschlag des Dichters Heinrich Spoerl hilft? Er schrieb über das Schlafen: „Wenn man aus inneren Gründen nicht schlafen kann: Um Himmels willen nicht schlafen wollen, nicht mit geballten Fäusten bis siebenunddreißigtausendvierhundertundsechsundachtzig zählen! Sondern aus der Not eine Tugend machen! Man braucht ja nicht zu schlafen. Es ist auch so ganz hübsch. Nur nicht Wollen wollen; der Wille ist der ärgste Widersacher des Schlafes.“

Mediziner empfehlen ohnehin, nicht zu lange zu schlafen, am besten am Tag nicht mehr als sieben bis acht Stunden. Der geniale Albert Einstein fiel da aus der Rolle: Er soll angeblich 14 Stunden täglich geschlafen haben. Napoleon I. hingegen hielt es nur vier Stunden im Bett. Die Bedürfnisse sind letztendlich unterschiedlich. Wichtig ist schließlich, daß man sich wohlfühlt.

Der kleine Mensch, sprich der Säugling, schläft über den Tag verteilt bis zu 16 Stunden. Und sieht dabei allzu niedlich aus. Ein schlafendes Kind – was gibt es Friedlicheres, Entspannteres zu betrachten? Künstler jeder Epoche haben sich diesem Motiv zugewandt. Zauberhaft das Bild, das Bernardo Strozzi von einem schlafenden Kind schuf. Das Werk des italienischen Barockmalers befindet sich heute in der Residenzgalerie Salzburg. Erika Mayr-Oehring wurde durch dieses Bild inspiriert, eine Ausstellung zu konzipieren, die sich erstmals mit dem Thema Schlaf in der Kunst befaßt.

Der Bogen der Exponate reicht von der antiken Figur des Schlafgottes Hypnos zu mythologischen Darstellungen im Barock und die Verwandlung von schlafenden Nymphen in schlummernde Mädchen und Schäferinnen, Szenen aus der Bibel, der Literatur sowie intime Ansichten des Alltäglichen mit schlummernden Kindern bis hin zur vielfältigen Auseinandersetzung mit dem Thema in der zeitgenössischen Kunst.



Präsentiert wird Graphik, Malerei, Plastik, Fotografie und Videokunst. Abgerundet wird die Ausstellung mit einem Seitenblick auf diverse Schlafutensilien der letzten 100 Jahre, darunter ein schlichtes Nachthemd aus dem Besitz der österreichischen Kaiserin Elisabeth I., aber auch Negligés, Bettjäckchen, Bettschuhe, Schlafmützen, Schlafbrillen oder Duftkissen.



Bernardo Strozzi: Schlafendes Kind (im Besitz der Residenzgalerie Salzburg) Foto: Ulrich Ghezzi

Zu sehen sind 61 Werke von 39 Künstlern wie etwa Lovis Corinth, Angelika Kauffmann, Gabriele Münter, Hans Makart oder Joachim von Sandrart.

Neben der herkömmlichen Malerei dürften auch Versuche der zeitgenössischen Künstler interessieren, die sich mit moderner Technik dem Thema nähern etwa die Thermografien von Stephan Reusse, die aufgrund von Körperwärme entstehen und ursprünglich in der Medizin oder beim Militär Verwendung finden. Am Anfang aber steht die Statuette von Hypnos, dem griechischen Gott des Schlafes, der den Menschen für kurze Zeit alle Sorgen und Schmerzen nehmen sollte ...

Die Ausstellung „Süßer Schlummer“ in der Residenzgalerie Salzburg, Residenzplatz 1, A–5010 Salzburg, ist täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, bis 1. November.

Festival in Augsburg

Das kleine Augsburger Puppenspielfestival „Klapps“ wird in diesem Jahr bereits zum vierten Mal veranstaltet (vom 18. bis 23. Oktober im Augsburger Kulturhaus Abraxas). In den zurückliegenden Jahren fand es großen Anklang. Regionale, überregionale und auch ein internationales Figurentheater garantieren ein abwechslungsreiches Programm mit vielen Höhepunkten. Neben Nachmittags- und Abendvorstellung gibt es auch in diesem Jahr speziell für Kindergärten und Schulen Sondervorstellungen zum ermäßigten Preis. Gespielt werden „Die kleine Meerjungfrau“, „Kasperl und der verlorene Schatz“, „Der blaue Kristall“, „Max und Moritz“, „Fara und Pele – ein Mäuseabenteuer zwischen Stadt und Land“, „Der kleine König“ und „Der überaus starke Willibald“. Mehr Informationen zum Festival „Klapps 2006“ unter Telefon (08 21) 45 03 45 38 oder per E-Mail: kontakt@klapps.de sowie im Internet unter http://www.diekiste.net.

Fayencen aus Kellinghusen

Das zweite Wochenende im August ist für Keramikfreunde aus Norddeutschland ein „jour fixe“, ein festgesetzter Termin, der nicht verpaßt werden darf, findet doch dann seit bald zwei Jahrzehnten der Kellinghusener Töpfermarkt statt. Die strenge Auswahl einer Jury bürgt für die Qualität der ausgestellten Ware. Kellinghusen, etwa 60 Kilometer nordwestlich von Hamburg gelegen, ist vor allem durch seine Fayencen bekannt. Eine Auswahl der farbenfrohen Geschirre und Kleinplastiken ist nun nicht nur im Museum Kellinghusen zu sehen, sondern auch in einer Monographie, die Hans-Georg Bluhm, seit 1993 Direktor des Hauses in Kellinghusen, für den Husum Verlag fachkundig zusammengestellt hat: „Fayencen aus Kellinghusen – Produkte, Werkstätten, Vertriebswege“, 84 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, broschiert, 11,95 Euro, PMD-Bestellnummer 5676. *o-n*

Kunst im Laden

Private Sammler gegen die Trostlosigkeit

Wenn die renommierte Wochenzeitung „Die Zeit“ in die Provinz geht, dann muß dort schon Wichtiges geschehen, so im Schwarzwaldstädtchen St. Georgen unweit von Villingen-Schwenningen gelegen. In der etwa 14 000 Einwohner zählenden Stadt stehen Läden leer, sind Fabriken nicht mehr arbeitsfähig. Gegen diese Trostlosigkeit hat Thomas Grässlin, selbst Ingenieur und Feinmechaniker, mit seiner Familie ein heilsames Rezept gefunden. In den leerstehenden Läden präsentiert die kunstbegeisterte Familie Teile ihrer umfangreichen Sammlung mit zeitgenössischer Kunst. Wird der Laden vermietet, zieht die Kunst wieder aus.

Die „Räume für Kunst“ sind über das ganze Stadtgebiet verteilt – nicht immer zur Freude der Einheimischen, die mit dieser Art von Kunst meist nicht viel anfangen können. Doch den einen oder anderen Touristen wird sie sicher noch nach St. Georgen locken, dorthin, wo sonst nur Natur zu genießen ist.

Die Grässlins, Thomas und seine Schwestern Karola, Bärbel und Sabine, leben seit Jahrzehnten mit Kunst und für die Kunst. Karola und Bärbel haben sogar einen Beruf daraus gemacht, die eine als neue Chefin der Kunsthalle Baden-Baden, die andere als Galeristin in Frankfurt / Main. Schon Vater Dieter und Mutter Anna sammelten in den 70er Jahren Kunst, Werke der Künstler des Informel. Die Kinder traten in ihre Fußstapfen, wandten sich ebenfalls ihrer unmittelbaren Gegenwart zu. Doch nicht, um die Kunst im Tresor zu verwahren und nur hin und wieder die Schätze zu bestaunen, sondern um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Die Familie Grässlin lebt mit den Kunstwerken, so daß mancher Besucher meint, in einem begehbaren Kabinett der „Documenta“ zu sein.

Jetzt haben die Grässlins mitten in St. Georgen einen Kunstraum eröffnet, kein Museum, dazu wäre es zu klein bei 200 Quadratmetern Ausstellungsfläche, betont Thomas Grässlin bescheiden. Dort werden nun Werke von Künstlern wie Förg, Kiecol, Kippenberger, Rehberger oder Slominski gezeigt. *man*

Der Kunstraum Grässlin, Museumstraße 2, 78112 St. Georgen, ist donnerstags von 17 bis 21 Uhr, am Wochenende 12 bis 18 Uhr geöffnet.

Lebensfroh und farbenprächtig

Christine Jaschinsky zeigt in Potsdam ihre Entwürfe für ein barockes Theatervergnügen



Christine Jaschinsky: Mozart a Milano (Acryl auf Papier, 2006) Foto: Museum

Prachtvolle Farben, üppige Formen, mit einem Wort sinnenfroh. Das zeichnet die Arbeiten der in der Lutherstadt Wittenberg geborenen Christine Jaschinsky aus. Seit fünf Jahren entwirft die Malerin und Grafikerin Bühnenbilder, Kostüme, Masken und Requisiten für die jährlichen Inszenierungen des internationalen Opernensembles „I Confidenti“.

Dieses professionelle Ensemble für mobiles Musiktheater mit einem Repertoire aus Renaissance und Barock bis zur Klassik und Aufklärung ist auf der Bühne des Schloßtheaters im Neuen Palais im Park Sanssouci zu Hause, reist und bespielt jedoch neben etablierten Festivals und Theatern auch Spielorte, an denen Opernaufführungen eher ungewöhnlich sind. So sind sie am 2. September, 19 Uhr, in der Dorfkirche Kietz / Elbe mit ihrem Programm „Mozart a Milano“ zu hören. Zur Aufführung kommt die Motette „Exultate, Jubilate“, die Mozart für den Sänger Venanzio Rauzzini schrieb. Mozarts frühe Kirchenmusik wird denen der großen italienischen Vorbilder gegenübergestellt. Das hohe künstlerische Niveau wird bestimmt durch das internationale Zusammenspiel verschiedener Genres: bildende Künstler, Musiker, Regisseure, Tänzer, Schauspieler, Sänger, Literaten und Filmemacher. In den wenigen Jahren seit seiner Gründung (2001) machte sich die Gruppe bereits durch sechs Produktionen einen Namen, es folgten Einladungen zu Festivals in Montréal und Vancouver, den Händelfestspielen in Halle sowie Gastspiele in Berlin, Brandenburg, Frankfurt / O. und Schwedt.

Mit ihrem neuen Programm „Mozart a Milano“ ist die Truppe in den letzten Tagen schon durch Brandenburg getourt. Am 3. September nun wird im Neuen Palais in Potsdam „La Festa Teatrale“ zur Aufführung kommen (17 Uhr). Opera seria und Opera buffa werden dann miteinander wetteifern. Man spielt mit Szenen der beiden frühen Mozartopern „Lucio Silla“ und „La Finta Giardiniera“ und stellt damit die zentralen Figuren beider Theaterformen gegenüber.

In der Turmgalerie der Orangerie im Park Sanssouci sind derweil noch bis zum 15. Oktober Bilder, Skulpturen, Entwürfe und Kostüme von Christine Jaschinsky zu sehen. Unter dem Titel „Faszination barockes Theater“ ziehen die sinnenfrohen Arbeiten die Besucher in ihren Bann. Clowns und Harlekine sind immer wieder zu finden. Im Vergleich zu früheren Arbeiten seien ihre Bildwelten nun jedoch lebendig geworden, sagt die Künstlerin, als bewegten sie sich auf der Bühne. Großformatige Gemälde, aber auch Bleistiftskizzen von Kostümen und kleinformatige Temperabilder zeigen die Vielseitigkeit der Künstlerin.

Ein weiterer Schwerpunkt in ihrem Schaffen ist die Auseinandersetzung mit dem Bühnenraum – ein anspruchsvolles Unterfangen, bei dem Kenntnisse der Mathematik, Geometrie und Mechanik erforderlich sind. Zudem müssen die Dekorationen für das mobile Musiktheater an den unterschiedlichsten Spielorten einsetzbar sein: von der Kirche über die Aula bis hin zum historischen Rokoko-Theater. Im Jahr 2004 realisierte Jaschinsky ein dauerhaft einsetzbares Bühnenbild für das Schloßtheater im Neuen Palais in Potsdam. Seine Entwicklung kann anhand der Entwurfszeichnungen in der Ausstellung verfolgt werden. *pm/ os*

Die Ausstellung ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Eintritt 2 Euro.

»Eine schöne, eine würdige Anlage«

In Tilsit wurde der ursprünglich zivile »Waldfriedhof« als Deutscher Soldatenfriedhof-Waldfriedhof neu eingeweiht

Beim Wiederaufbau nach dem Einfall der Russen in Ostpreußen während des Ersten Weltkrieges übernahm Schleswig-Holstein, damals preußische Provinz, die „Patenschaft für Tilsit“. Nach dem Zweiten Weltkrieg beschloß die Kieler Stadtvertretung einstimmig die „Patenschaft“ für die (vertriebenen) Tilsiter erneut zu übernehmen. Als die politischen Verhältnisse es zuließen, wurde eine „Partnerschaft“ mit der nun unter russischer Verwaltung stehenden Stadt begründet. Dieses Dreier-Bündnis funktioniert.

In dieser Stadt wurde 61 Jahre nach Kriegsende, ein deutscher Soldatenfriedhof eingeweiht. Wenn die Einweihung auch erst diesen Sommer erfolgte, so reichen seine Wurzeln doch bis weit ins vorherige Jahrhundert zurück. Vor 100 Jahren wurde er als ziviler Friedhof geschaffen. Der sogenannte Waldfriedhof war ursprünglich fünf, dann sieben Hektar groß. Er lag idyllisch in einer Wald-/Parklandschaft unter Bäumen und großen blühenden Büschen. Für die Bestattungen bestanden keine Bindungen, er stand offen für alle Glaubensbekenntnisse und für alle Bestattungsformen. Es war eine wunderschöne Parkanlage, die nicht nur Bestattungsstätte war, sondern von den Bürgern auch als „Park“ angenommen wurde.

Im Ersten Weltkrieg wurden auf diesem zivilen Friedhof auch die im Raum Tilsit gefallenen deutschen und russischen Soldaten beerdigt. Auch die russischen Krieger bekamen, sofern identifizierbar, ihre eigenen Grabsteine, und für alle wurden zwei größere Gedenksteine mit zugehöriger Inschrift und dem orthodoxen Kreuz gesetzt. Diese Anlagen wurden von den Tilsiter Bürgern als „die Russengräber“ voll akzeptiert und von ihnen und von der Stadtverwaltung bis zuletzt gepflegt – nicht nur bis 1941, wie die „Prawda“ wohl irrtümlich schreibt. Auch im Zweiten Weltkrieg wurden hier Kriegsopfer beerdigt. Abgesehen von den tausenden nicht kriegsbedingt verstorbenen Tilsitern, die hier zwischen 1903 und 1944 beigesetzt wurden, haben hier 514 deutsche, 486 russische und ein rumänisches Opfer des Ersten Weltkrieges sowie 805 deutsche Soldaten und sechs Italiener, die im Zweiten Weltkrieg fielen, und 86 der 724 zivilen Bombenopfer Tilsits aus den Jahren 1943/44 ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Weil seine Eltern die Ruhe in dieser schönen Landschaft liebten, war die Familie von Tilsits Stadtvertreter Horst Mertineit oft dort, und er kannte schon in seinen jungen Jahren jeden Winkel.

Groß war seine Enttäuschung als er nach Kriegsende, beim ersten offiziellen Besuch als Vertreter der Tilsiter sehen mußte, daß alle Friedhöfe eingeebnet beziehungsweise zerstört waren. Lediglich der Waldfriedhof war noch in Teilen erkennbar. Betroffen von diesem Zustand, bat er um die Zustimmung zur Errichtung einer kleinen Gedenkstätte auf dem Waldfriedhof für „Alle Toten“.



Stadtvertreter Horst Mertineit bei seiner Ansprache Foto: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Dem wurde nicht nur zugestimmt, auch etliche heutige Bewohner Tilsits unterstützten diese Arbeiten, so Natalja Ponomarjewa und ihr Ehemann Alexander, ein Offizier der Russischen Armee. Vor einem zu erwartenden Besuch verlegte er in Eigeninitiative in einer Nacht mit etwa 30 freiwilligen Soldaten einen Plattenweg zum Gedenkkreuz. Ein Architekt aus Riga fertigte von sich aus den Plan für die Gedenkstätte. Es wären noch viele zu erwähnen.

Ein sehr wesentlicher Helfer und auch Sponsor war der inzwischen verstorbene Tilsiter Herbert Lettko aus Mainz, der den dortigen „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“, Kassel, für die Tätigkeit hier gewinnen konnte. Hierdurch wurden erst die Grablagen und die Zahl der noch erkennbaren Soldatengräber bekannt. Mit Schwierigkeiten und Hindernissen wurde nun in 15 Jahren der „Deutsche Soldatenfriedhof-Waldfriedhof“ gestaltet.

In dieses Areal, das jetzt zwangsläufig wieder auf fünf Hektar reduziert wurde, wurden 274 Tote aus der Umgebung umgebettet, wobei noch eine ganze Anzahl Schicksale durch die gefundenen Erkennungsmarken geklärt werden konnten.

An dieser nunmehr sehr schönen und würdigen Anlage arbeiteten gemeinschaftlich der Volksbund, die Stadtverwaltung Tilsits, die Stadtgemeinschaft Tilsit entsprechend ihren Möglichkeiten, insbesondere aber freiwillige deutsche und russische Helfer – aktive Soldaten wie Reservisten, Schüler und Studenten wie Handwerker, Angestellte und Beamte – mit. Es war eine imposante deutsch-russische Gemeinschaftsleistung, die das Motto des Volksbundes „Versöhnung über den Gräbern“ zur Wirklichkeit werden ließ.

Dieses bewies auch die Zahl der Gäste bei der (Wieder-)Einweihung des (Soldaten-)Friedhofes. Prof. Dr. Dieter Landgraf-Dietz vom Bundesvorstand des Volksbundes war ebenso erschienen wie Hubertus v. Kluge vom Landesverband Rheinland-Pfalz des Volksbundes, der russische Ressortchef Oleg Panasenko vom Ministerium für Kultur, der Oberbürgermeister von Tilsit Wjatscheslaw Swetlow, der stellvertretende Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen Dr. Wolfgang Thüne und der Stadtvertreter und Erste Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Tilsit Horst Mertineit.

Die Gedenkansprache hielt Hubertus v. Kluge; den eigentlichen Akt der Weihe nahmen gemeinsam Probst Heye-Osterwald von der evangelisch-lutherischen, Pater Andrus von der katholischen und Vater Nikifor von der russisch-orthodoxen Kirche vor.

Die regionale und überregionale russische Presse, darunter die „Prawda“, sowie Hörfunk und Fernsehen waren dabei.

Möglich wurde dieses alles erst durch den Präsidenten des Volksbundes, Reinhard Führer, der die Grundsatzentscheidung für diesen Friedhof fällte. Der Geschäftsführer des Landesverbandes Rheinland-Pfalz des Volksbundes, Waldemar Kulpe, und seine Helfer aus dem Süddeutschen vollbrachten den ersten Teil des Aufbaus. Die Verbindungsarbeit zwischen dem Volksbund und der Stadtgemeinschaft leistete deren Vorstandsmitglied Alfred Rubbel. Stefan Dworak schließlich übernahm es, die Einweihungsveranstaltung zu planen und organisieren. Den Soldatenfriedhofes auch zukünftig in Ordnung zu halten, dazu hat sich die in der Nähe liegende Schule Nummer 2 bereit erklärt, die diese Aufgabe auch schon in der Vergangenheit verantwortungsvoll wahrgenommen hat.

Rede des Stadtvertreters und Ersten Vorsitzenden der Stadtgemeinschaft Tilsit, Horst Mertineit

In meinen ganz jungen Jahren bin ich oft hier gewesen. Meine Eltern liebten die Ruhe und den Frieden hier. Ich sah die Grabsteine mit den russischen Namen und dem etwas anderen Kreuz und fragte, weshalb die hier ruhen. Mein Vater sprach vom Krieg. Ich hörte und fragte: „Warum?“

Und dieses warum ist bis heute geblieben.

Ich mußte selbst einen häßlichen Krieg erleben, war lange fort, dann ab und zu wieder hier. Es war alles anders geworden.

Wir Menschen haben uns schmerzende Wunden zugefügt, die zwar langsam verheilten. Es blieben aber Narben und die werden zur Heilung noch lange brauchen. –

Auch dieser Friedhof erlitt schwere Wunden, blieb aber doch als Waldfriedhof erkennbar. Seine Narben sind die zahlreichen Soldatengräber, in denen Menschen von vier Nationen ruhen. Bei meinem ersten Besuch bat ich um die Erlaubnis, hier eine kleine bescheidene Gedächtnisstätte für „Unsere Toten“ erstellen zu dürfen. Unter dem damaligen Oberbürgermeister Valery Bedjenyschnich erhielt ich diese. In einer schnellen und verständnisvollen Vereinbarung mit dem damaligen Stadtpräsidenten Kapranow wählten wir das noch bessere Wort: „Allen Toten“.

Hilfe erhielten wir von russischen Bürgern, die ich hier leider nicht alle nennen kann. Stellvertretend erwähne ich hier Natalja Ponomarjewa und ihren Ehemann Alexander, einen Offizier der Russischen Armee.

Im Südwesten unserer deutschen Bundesrepublik warb mit ungewöhnlichem Eifer der Tilsiter Landsmann Herbert Lettko für diese Arbeit – auch als Sponsor – und interessierte den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge für dies Objekt. Dadurch erfuhren wir von weit über tausend anonymen Soldatengräbern aus der Endzeit des Krieges, die jetzt ihren Platz im inneren Waldfriedhof gefunden haben. Dabei konnten noch zahlreiche Schicksale geklärt werden.

Bei der wirklich gelungenen Umgestaltung dieses Platzes durch den Volksbund wirkten im ersten Abschnitt gemeinsam Deutsche und Russen, Soldaten und Reservisten, Handwerker, Dozenten / Studenten und Schüler, Pensionäre, Beamte und Angestellte unter der Leitung von Herrn Kulpe.

Zu danken ist hier auch besonders der Stadt Sovetsk.

Nach einer plötzlichen Einstellung der Arbeiten wurde nach intensiven Kontakten und allseitigem Willen zum Weiterbau das Werk nach gemeinsamer Umplanung nunmehr vollendet.

Hierbei gilt unser Dank besonders dem Präsidenten des Volksbundes, Herrn Führer.

Der Volksbund hat seine weltumspannende, segensreiche Tätigkeit mit dem Wort überschrieben „Versöhnung über den Gräbern“ – und hier ist dies Wort nicht nur gesprochen und geschrieben, sondern miteinander gelebt worden.

An dem Miteinander – Volksbund / Stadtgemeinschaft Tilsit – hat in ganz wesentlichem Maße unser Vorstandsmitglied Alfred Rubbel mitgewirkt.

Für die einst in dieser Stadt lebenden 59 000, jetzt noch 9 000 in 29 Staaten der Erde lebenden Tilsiter darf ich allen Beteiligten unseren aufrichtigen und herzlichen Dank sagen.

Der „Versöhnung über den Gräbern“ fügen wir Tilsiter aufrichtig und in seiner tiefsten Bedeutung das Wort „Frieden“ hinzu.

Es ist eine schöne, eine würdige Anlage entstanden. Möge Gott sie segnen und sie heute ihre erneute Weihe erhalten.

Sensburg erhielt vom Europarat »Europadiplom«

Die ostpreußische Kreisstadt hat damit den ersten Schritt auf dem Weg zur Auszeichnung mit dem »Europapreis« getan

Sensburg ist von der Parlamentarischen Versammlung des Europarates für seine Leistungen zur Förderung des europäischen Einigungsgedankens mit dem „Europadiplom“ ausgezeichnet worden. Diese Auszeichnung bildet die erste Stufe bei der Auswahl der Preisträger des „Europapreises“. Im Rahmen einer offiziellen Zeremonie im Straßburger Europapalais, die während der Herbstsitzung der Versammlung stattfindet, wird den Bürgermeistern der preisgekrönten Gemeinden eine Urkunde überreicht, auf welcher der Name der ausgezeichneten Gemeinde und das Jahr der Verleihung eingetragen sind.

Nach dem Europadiplom bildet die goldbestickte und mit Goldfransen versehene „Ehrenfahne“ die zweite Stufe. Sie ist Voraussetzung für die spätere Verleihung der „Ehrenplakette“ und des eigentlichen Europapreises. Insgesamt sind seit 1961 mehr als 900 Ehrenfahnen vergeben worden, jedes Jahr zwischen 20 und 25. Ein Mitglied der Versammlung überreicht der preisgekrönten Gemeinde vor einem möglichst großen Publikum die Ehrenfahne im Rahmen einer von der Gemeinde veranstalteten Zeremonie.

Die im Jahre 2001 neugestaltete Ehrenplakette, die dritte Stufe, besteht in ihrem Oberteil aus Bronzefiguren, welche die Entführung Europas darstellen; in ihrem mittleren Teil umrahmen die zwölf Europasterne die Jahreszahl der Verleihung der Plakette, während auf ihrem unteren Teil eine stilisierte Karte des erweiterten Europa in zarten Strichen sowie der Name der geehrten Gemeinde erscheinen. Das ganze ist auf einer durchsichtigen Stütze angebracht. Sie wird der preisgekrönten Stadt von einem Mitglied der Versammlung im Rahmen einer Zeremonie überreicht, zu der die Bevölkerung eingeladen wird. Acht bis zehn Gemeinden werden jedes Jahr mit der Plakette ausgezeichnet.

Die höchste Stufe der vier Auszeichnungen einer Gemeinde ist der 1955 ins Leben gerufene Europapreis. Er wird einer Gemeinde für außergewöhnliche Leistungen zur Förderungen des europäischen Einigungsgedankens zuerkannt. Der Europapreis wurde bisher an rund einen Schock Städte verliehen. Nur eine oder zwei Gemeinden, die bereits im Besitz der Ehrenfahne und der Ehrenplakette sind, erhalten ihn jedes Jahr. Der Europapreis besteht aus einer Trophäe, die ein Jahr lang in der preisgekrönten Gemeinde verbleibt, einer Bronzemedaille, einer Erinnerungsurkunde und einem Stipendium, das Jugendlichen der preisgekrönten Gemeinde für eine Studienreise in Europa zugute kommt. Der Preis wird durch den Präsidenten der Versammlung des Europarats in Anwesenheit des Unterausschusses für den Europapreis anläßlich eines von der Gemeinde veranstalteten Europatages übergeben. Aus der Republik Polen haben bisher Gdingen und Tschenstochau den Ehrenpreis erhalten. In diesem Jahr wurde die ungarische Stadt Szeged damit ausgezeichnet.

1984 haben sich alle mit diesem Preis ausgezeichneten Städte zu einer „Arbeitsgemeinschaft der Europapreisträgerstädte“ zusammengeschlossen, deren Vertreter sich mindestens einmal jährlich treffen.

Jede Gemeinde oder Gebietskörperschaft eines der Mitgliedsstaaten des Europarats kann sich bewerben. Die Bewerbung muß durch den Ersten Stadtverordneten, Bürgermeister oder Oberbürgermeister oder den Vertreter der Gebietskörperschaft bis zum 31. Dezember eines jeden Jahres beim Ausschuß für Umwelt und Landwirtschaft der Parlamentarischen Versammlung schriftlich eingereicht werden.

Alljährlich im März oder April prüft der Unterausschuß für den Europapreis die Bewerbungen, trifft seine Auswahl und legt sie anschließend dem Ausschuß für Umwelt und Landwirtschaft zur Billigung vor. Die ausgewählten Gemeinden werden vorab per Fax benachrichtigt und erhalten in den folgenden Tagen ein Bestätigungsschreiben mit Vorschlägen zur Organisation der Zeremonie.

Die Bewerbung bleibt mehrere Jahre gültig, jedoch muß die Gemeinde alljährlich bis zum 31. Dezember dem Sekretariat der Parlamentarischen Versammlung einen Tätigkeitsbericht über ihr europäisches Engagement im verflossenen Jahr vorlegen. *E. B.*

Johannisburger finden jetzt alles

Stadtplan von Ulf Wöbcke beschreibt die Straßen, Häuser und öffentlichen Einrichtungen der Kreisstadt 1944 / 45

Es gibt ihn nun, den Plan von 1944 / 45, der die Kreisstadt Johannisburg in Straßen, Häusern und öffentlichen Einrichtungen beschreibt: farbig, eindrucksvoll und mit vielen wichtigen Informationen. Ein Plan, der den Heimatvertriebenen Orientierung gibt, der sie zu den noch vorhandenen Häusern ihrer Vorfahren führt, ein Plan, der ihnen viele offene Fragen beantwortet. Er ist ein wertvoller Nachweis in ihrer Geschichte und ein wertvolles Verzeichnis für die nächsten Generationen, die die Spurensuche in ihren Familien noch nicht abgeschlossen haben.

Schon der Plan der Kreisstadt Johannisburg ist für den Johannisburgern ein großes Geschenk. Er verschafft ihnen den Überblick. Daneben entsteht ein Bestandsverzeichnis, ein Verzeichnis der einzelnen Straßen. Es ist der Nachweis, in dem die Namen der Einwohner den zugehörigen Wohnungen und Häusern zeichnerisch zugeordnet werden. Diese Einzeldarstellungen werden durch das Einwohnerverzeichnis von 1944 / 45 zu einem großen Ganzen vereinigt. Das Einwohnerverzeichnis enthält alle bekannten Namen nach Straße und Hausnummer sortiert. Wenn die Straße oder die Hausnummer nicht bekannt ist, so wurden diese Namen ohne die jeweilige Zuordnung zu den Gebäuden aufgeführt.

Viele Menschen waren auf der Suche nach einem Stadtplan von Johannisburg und wurden enttäuscht. Den Wunsch, einen Plan in den Händen zu halten, in dem das Elternhaus oder das Haus der Vorfahren aufgezeigt wurde, er war nicht zu finden. Auf seiner Suche wandte sich der zur Bekenntnisgeneration gehörende Ulf Wöbcke an das Archiv in Allenstein und wurde belohnt. Der erste Baustein war gefunden. Eine Karte, in der das Stadtzentrum, die Lage der Straßen und Gebäude südlich der Eisenbahnlinie bis zur Sperrplattenfabrik vom Kreiskrankenhaus im Westen bis zur Stadtrandsiedlung im Osten eingezeichnet waren, sollte nun, eingescannt in den Computer, den Kern des zu schaffenden Planes bilden. An diesen ersten Baustein wurde die Planungskarte aus dem Archiv Lotz, welche die Planungsabsichten westlich der Hegelstraße aufzeigt, angefügt.

Für weitere Informationen war Wöbcke auf das Wissen der ehemaligen Johannisburger angewiesen. Die Straßen mußten benannt, die Gebäude beschrieben, und wenn möglich, die Einwohner zu den verschiedenen Häusern zugeordnet werden. Zu deren und Wöbckes Freude tauchten die Johannisburger tief in ihre Kindheit ein. Voller Begeisterung sprudelte ihr Wissen der Erinnerung. Die Gedanken an ihre Heimat sind positiv belegt und das Weitergeben ihres Wissens nach 60 Jahren eine kleine Erfüllung am Ende ihres Lebens. Diese Menschen freuen sich darauf, ihr weitergegebenes Wissen in einem Buch nachlesen zu können. Und die nächsten Generationen, die weit weg von diesem Ort leben, sind dankbar dafür, Informationen aus der Heimat ihrer Vorfahren erhalten zu haben.



Ulf Wöbcke (mitte) und Eva Klischewski (rechts) mit dem Stadtplan sowie Willi Reck (links) mit dem Bestands- und Einwohnerverzeichnis Foto: Wöbcke

Mit diesem Kenntnisstand der Johannisburger konnte Wöbcke seine Arbeit am Plan fortsetzen. Dabei waren zwei Schwierigkeiten zu meistern. Zum einen lagen viele der erhaltenen Informationen außerhalb der bisherigen Darstellung. Zum anderen konnte der Nachweis der Einwohner zu den Gebäuden wegen Platzmangels nicht im Plan erfolgen. Hierfür lag die Lösung in einem Bestandsverzeichnis, in der für jede Straße eine Karte angelegt wurde, welche die angegebenen Informationen aufnehmen konnte. Wie aber konnte die erstgenannte Schwierigkeit gelöst werden? Mit welchen Möglichkeiten kann man das gesamte Stadtgebiet in der bereits vorgegebenen Darstellungsart zeichnerisch fortführen? Diese Fragestellung führte Wöbcke zum Bauamt, ins Kreishaus in Johannisburg. Da jede Stadt verwaltet werden muß, müssen auch dort Planungskarten vorliegen. Aus einem seiner vorheriger Besuche wußte er, daß kein alter Plan zur Stadt vorhanden war, aber es gab eine Karte im Maßstab 1 : 5 000, welche die heutige Bebauung zeigt. Mit dieser Karte ist es ihm gelungen, das gesamte Stadtgebiet zu erfassen. Dabei wurde nur die vorhandene Bebauung aus den Jahren 1944 / 45 übernommen. Mit Hilfe der Feldvergleiche Juni 2004 und Mai 2005 hat er versucht, die alte deutsche Bebauung aus diesem Plan der heutigen Verwaltung herauszufiltern und sie mit den Informationen aus der topographischen Karte 1 : 25 000 zu ergänzen.

Die Herkunft der polnischen Karte 1 : 5 000 in schwarz / weiß wird mit Bialystok angegeben. Aus dieser Karte wurden die benötigten Kartenelemente eingescannt und an den bisherigen Plan angefügt. Da der Stadtplan aus zwölf Teilen zusammengesetzt wurde, hat Wöbcke auf eine genaue Maßstabsangabe verzichtet. Die Verzerrungen sind durch das Aneinanderfügen zu groß und ein Abgreifen von Entfernungen würde nur zu falschen Aussagen führen. Die Maßstabsangabe von 1 : 3 700, das heißt ein Zentimeter in der Karte sind 37 Meter in der Natur, ist nur bedingt gegeben.

Parallel zu den Informationen zum Stadtplan entsteht ein Nachweis der einzelnen Straßen. Wöbcke hat die Johannisburger gebeten, ihr Elternhaus oder die Gebäude ihrer Wohnungen in den Einzeldarstellungen der Straßen zu kennzeichnen. Als weiteres wurden ihm die Namen genannt, welche die Gebäude mit Leben erfüllten. Auf diese Weise konnte er in fast jeder Straße Schwerpunkte von Informationen schaffen, die, unabhängig von der Hausnummer, die richtige Lage der Gebäude kennzeichnen. Dieser Einzelnachweis der Straßen wird nun mit dem Einwohnerverzeichnis vereinigt, und es entsteht ein Buch mit den Spuren der Vorfahren in Johannisburg.

Dieser Plan erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Trotzdem wurden viele Informationen zusammengetragen und gegenseitig geprüft, so daß ein hoher Grad an Glaubwürdigkeit erreicht werden konnte. Für diese Glaubwürdigkeit stehen die Informationen aus erster Hand, die Zeitzeugen, die mit rund 20 Jahren ihre Heimat verlassen mußten und heute zu dieser Arbeit beigetragen haben.

Mit Neugier hat Wöbcke die Arbeit am Plan der Kreisstadt Johannisburg in Ostpreußen am Anfang des Jahres 2004 aufgenommen. Als er dann die Hilfe der Johannisburger benötigte, wurde er von ihrer Begeisterung mitgetragen. Sie zeigten ihre Freude über den Plan, und ihre Kindheitserinnerungen sprudelten sowie die Dankbarkeit, den Plan noch erleben zu dürfen. Für Wöbcke war das eine Bestätigung. Er wußte, der Plan mußte jetzt entstehen, danach wäre so vieles an Informationen verlorengegangen. Es ist ein Anfang geschaffen, ein Blick ins Zeitfenster 1944 / 45 der Stadt Johannisburg, ein Plan, der als Grundlage für viele Forschungen dienen kann, aufbauend auf den Informationen der Zeitzeugen. Die gemeinsame Arbeit wird die Menschen erfreuen, die Wurzeln in Ostpreußen haben.

Über die Vertriebenen hinaus ist der Plan am Scheideweg der Geschichte 1944 / 45 auch für jene Menschen gedacht, die heute in Johannisburg leben und die Stadt ihre Heimat nennen. Auch diese Menschen haben Fragen – vielleicht finden sie Antworten in dieser Arbeit. *U. W.*

Das Buch im A4-Format mit einem Umfang von rund 250 Seiten beinhaltet das Bestandsverzeichnis (nach Straßen und Hausnummern) mit vergrößerten farbigen graphischen Auszügen aus dem Stadtplan im Format von ungefähr 98 mal 84,1 Zentimeter als Farbdruck (in einer Stecktasche auf der dritten Umschlagseite) sowie ein rekonstruiertes Einwohnerverzeichnis (nach Namen, Vornamen und, soweit bekannt, nach Familien geordnet). Der Preis beträgt 19,50 Euro zuzüglich Porto und Verpackungskosten. Der Stadtplan ist auch einzeln erhältlich. Der Preis beträgt 4,50 Euro zuzüglich Porto und Verpackungskosten. Dieser Plan ist für die interessierten Menschen auf dem Kreistreffen der Johannisburger am kommenden Sonntag, dem 3. September, in Dortmund zu erhalten oder kann schriftlich bei unten stehender Anschrift bestellt werden. Das Buch mit „Bestands- und Einwohnerverzeichnis der Stadt Johannisburg / Ostpr. 1944 / 1945 und früher“ konnte entgegen der Planung nicht bis zum Kreistreffen fertiggestellt werden, da Ulf Wöbcke nach der Ankündigung im diesjährigen Heimatbrief sehr umfangreiche Zeitzeugen-Informationen erreichten, die in das Buch noch aufgenommen werden müssen. Der Fertigstellungstermin des Buches verschiebt sich daher voraussichtlich auf das Frühjahr 2007. Bestellungen für den Plan oder Vorbestellungen für das Buch schriftlich an: Kreisgemeinschaft Johannisburg e. V., c / o Werner Schuka, Alte Poststr. 37, D-32429 Minden. Die E-Mail-Adresse lautet: W.Schuka@Kreis-Johannisburg.de.

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

ich mag Briefe, die mit heiteren Erinnerungen gewürzt sind, es sind die kleinen Atempausen in der nicht abreißenden Kette von Suchfragen nach Verstorbenen, Vermißten, Verlorenen oder nach der eigenen Identität, die mich zumeist sehr betroffen machen. Das Schreiben von Frau **Helga Hering** aus Wolgast enthält zwar auch einen Suchwunsch, aber sie erwähnt eine reizende Episode auf einem Heimattreffen in Anklam, an dem ich auch teilnahm. Nach meiner Lesung kam Frau Hering auf mich zu und erklärte, daß sie mich schon als Kind gekannt hätte, jedenfalls meine Stimme, die aus ihrem Radioempfänger kam, wenn ich im Reichssender Königsberg las. Und sie sei fast in ihr Löwe-Radio hinein gekrochen, um mich zu suchen, denn sie glaubte als kleines Marjellchen, daß ich da irgendwo in dem kleinen Kasten hockte, ja hocken mußte. Wir haben sehr gelacht, und so freute ich mich auch jetzt, als sie mich an diese nette Geschichte erinnerte.

Aber nun zu dem Wunsch von Frau Hering: Sie sucht ihre Freundin aus unvergessenen Königsberger Kindertagen: **Brigitte Didszun** aus der Brismannstraße 3. Es war ein sehr enge Kinderfreundschaft zwischen der 1934 geborenen Helga, deren Vater ein Tabakgeschäft am Viehmarkt besaß, und der etwas jüngeren Brigitte, Tochter des Organisten an der Lutherkirche. Ja, Brigittes Vater rief seine Tochter sogar auch „Helga“, da er die Freundin seiner Tochter so sehr ins Herz geschlossen hatte. Daran erinnerte Brigitte in einem Brief, den sie nach dem Krieg an Helgas Familie schrieb. Das Mädchen wohnte damals mit seiner Mutter in Otterndorf, Landkreis Hadeln, der Vater war in Königsberg geblieben. Helga Hering hat mit ihrer Mutter und dem jüngeren Bruder ebenfalls die ersten Nachkriegszeit in Königsberg verbracht, sie entrannen im Frühjahr 1948 dem Hungertod, weil sie aufgrund der Malariaerkrankung der Mutter ausgewiesen wurden. Vater Didszun ist in Königsberg verhungert. Brigittes Brief vom 8. März 1959 war das letzte Lebenszeichen, denn Helgas damalige Arbeitsstelle in der DDR ließ keinen Briefwechsel mit westdeutschen Verwandten oder Bekannten zu. Immerhin enthielt der Brief konkrete Angaben, die Frau Hering nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zu einer intensiven Suche veranlaßten. Brigitte Didszun wohnte 1959 in der Gartenstraße 14 in Otterndorf mit ihrer Mutter, ihr Bruder **Johannes** war verstorben. Sie war Verwaltungsangestellte beim Lastenausgleichsamt des Kreises, wirkte im Kirchenchor und in einer Akkordeongruppe mit und wollte sogar Trompetenunterricht nehmen. Aber die Nachforschungen in Otterndorf blieben ohne Ergebnis, lediglich die Nachmieter in der Gartenstraße meinten, daß Brigitte Didszun geheiratet habe und fortgezogen sei. So wird sie heute unter einem anderen Namen leben. Vielleicht liest sie diese Suchbitte und meldet sich bei ihrer Freundin Helga, die sie nie vergessen hat. (Helga Hering, Dr.-Th.-Neubauer-Straße 42 in 17438 Wolgast, Telefon 0 38 36 / 60 18 64.)



Ruth Geede Foto: privat

Anläßlich des Treffens der Kirchspiele Legienen, Samlack, Loszainen, Dürwangen und Kattmedien, Kreis Rößel, bittet Herr **Bruno Klein**, seinen Wunsch in unserer Ostpreußischen Familie zu bringen: „Ich suche die Kinder aus der Familie **Laganke** (**Laganki**) aus Dürwangen, Nachbarn der Familie **Agnes Ewert**. Bei dieser Familie habe ich als Vollwaise 1947 gelebt. Es waren zwei Söhne und eine Tochter, die sicher noch leben werden. Vielleicht melden sich diese lieben Dürwanger?“ Da würde sich Herr Klein freuen, und es könnte beim Treffen ein freudiges Wiedersehen geben! (Bruno Klein, Schulweg 2 b in 23743 Grömitz / Ostsee, Telefon 0 45 62 / 79 23.)

Vor einiger Zeit brachten wir die Suchfrage einer Frau, die heute **Anna Krasicke** heißt, in deren Geburtsurkunde der Name Anna **Dobrowoska** steht, die aber in Wirklichkeit als **Katrin Schuck** geboren wurde. 1945 lebte sie in einem Kinderheim in Braunsberg. Leider haben sich bisher weder Verwandte noch Bekannte finden lassen, aber dieses Thema hat eine Leserin bewogen, an uns zu schreiben. **Ursula Bierig** aus Rostock meint nämlich, daß auch ihr Vetter zu jener Zeit dort gewesen sein könnte, und möchte nun mehr über das Braunsberger Kinderheim erfahren. Wer also selber dort war oder Unterlagen über das Heim besitzt, wende sich bitte an Frau Bierig. Den Namen ihres Cousins kann sie nicht vollständig nennen, sie weiß nur den Nachnamen – **Neumann** –, die Familie wohnte in Schillgehnen bei Braunsberg. Er kam möglicherweise nach dem Tod von Mutter und Großmutter in das Kinderheim. Ob allerdings unter seinem richtigen Namen ist – wie auch im erstgenannten Fall – fraglich, da der etwa 1942 / 43 geborene Junge beim Russeneinfall ja noch kaum sprechen konnte. Eine sehr schwierige Angelegenheit, aber Frau Bierig würde sich über jede Auskunft freuen. (Ursula Bierig, Telefon 03 81 / 71 26 67.)

Lewe Landslied, liebe neue Leserinnen und Leser: Immer wieder muß ich darum bitten, auf dem Briefbogen, dem Fax oder der E-Mail die genaue Anschrift anzugeben. Sie ersparen uns die Mühe der Nachforschung, die auch manchmal zu keinem Ergebnis führt. Wenn die Anschrift nur auf dem Briefumschlag vermerkt ist, muß dieser zur Bearbeitung an das Schreiben angeheftet werden und kann trotzdem verlorengehen. Woher dann die Adresse nehmen, zumal auch die Unterschrift oft unleserlich ist. Bei Abonnenten kann man die Kartei bemühen, aber viele, die uns schreiben, sind ja Mitleser oder haben lediglich unsere Anschrift erhalten. Wer uns seine Fragen mailt, glaubt anscheinend, seine Mail-Adresse genüge. Viele mögliche Informanten aus unserm Leserkreis können sich aber nur postalisch oder telefonisch melden. Wir können wirklich die Wünsche nur erfüllen, wenn die vollständige Anschrift vermerkt ist. Das betrifft auch mitgesandte Fotos oder anderes Bildmaterial.

Und ein allerletztes: Frau **Charlotte Bayerl** schreibt: „Ich suche ein Buch von Marienfelde, Kreis Osterode. Meine Oma ist **Charlotte Dzalakowski** geborene **Salewski**, Tochter des **Johann** Salewski, Wirt, und der **Juliana Sterna**, beide aus Marienfelde. Die Familie Sterna soll seit 1750 in Marienfelde wohnen. Deshalb möchte ich gerne das ‚Gedenkbuch der 600-Jahrfeier 1329–1929, angelegt am 28.7.1929‘ zum Kopieren haben.“ (Charlotte Bayerl, Katharinenfriedhofstraße 25 in 92224 Amberg / Opf., E-Mail: Charlotte Bayerl@asamnet.de.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

ZUM 102. GEBURTSTAG

Wohlgemuth, Charlotte, geb. Korinth, aus Grunau, Kreis Sensburg, jetzt Martin-Luther-Straße 3, 97204 Höchberg, am 30. August

ZUM 98. GEBURTSTAG

Koss, Charlotte. geb. Ebelt, aus Wehlau, Hammerweg, jetzt In Altwegen 3, 78532 Tuttlingen, am 4. September

ZUM 97. GEBURTSTAG

Friedrich, Anna, geb. Dorka, aus Seewalde, Kreis Neidenburg, Bäckerkamp 51 b, 33330 Gütersloh, am 9. September

ZUM 96. GEBURTSTAG

Scharnowski, Max, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Ravensburger Straße 74, 89079 Ulm, am 10. September

ZUM 95. GEBURTSTAG

Kadelka, Fritz, aus Essen-Kray, Kreis Neidenburg, jetzt Forststraße 3, 34516 Vöhl-Kirchloth, am 8. September

Kukowski, Frieda, geb. Schaarck, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Von-Eichendorff-Weg 10, 22145 Stapelfeld, am 4. September

Rexin, Anna, geb. Hensel, aus Ortelsburg, jetzt Auf dem Teich 2, 53639 Königswinter, am 7. September

Walendy, Herbert, aus Lyck, jetzt Haus am See 29, 04668 Großsteinberg, am 8. September

ZUM 94. GEBURTSTAG

Jaschinski, Emma, geb. Skrzeba, aus Langenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Hermann-Löns-Straße 12, 45770 Marl, am 4. September

Marasus, Gustav, aus Jägersee, Kreis Goldap, jetzt Hof 2, 39579 Demker, am 8. September

Zimzik, Walter, aus Rheinswein, Kreis Ortelsburg, jetzt Lohmannstraße 14, 33129 Delbrück, am 9. September

ZUM 93. GEBURTSTAG

Dusny, Fritz, aus Treuburg, Franz-Holzweber-Straße, jezt Lerchenstraße 30, 48268 Greven, am 8. September

Funder, Berta, geb. Jotzo, aus Martinshöhe, Kreis Lyck, jetzt Kirchstraße 76 a, 58256 Ennepetal, am 10. September

Keutzer, Edith, geb. Grabowsky, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Vogelsbergstraße 48, 36341 Lauterbach, am 4. September

Legal, Emmy, geb. Zamkowitz, aus Saberau, Kreis Neidenburg, jetzt Charlottenburger Straße 19, 37085 Göttingen, am 6. September

Pannek, Wilhelm, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Paul-Hutten-Ring 12, 35415 Pohlheim, am 4. September

Piontkowski, Willy, aus Lyck, jetzt Dahlienweg 15, 73760 Ostfildern, am 5. September

Pruss, Paul, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Dahlienweg 26, 28219 Bremen, am 8. September

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bartuschewitz, Auguste, geb. Dannowski, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Bendschenweg 132, 47506 Neukirchen-Vluyn, am 8. September

Botke, Frieda, geb. Katzmann, aus Kukers, Kreis Wehlau, jetzt Rheinallee 24, 46487 Wesel, am 9. September

Heinrich, Martha, geb. Furmanek, aus Grallau, Kreis Neidenburg, jetzt Erlenweg 31, 47906 Kempen, am 2. September

Müller, Martha, geb. Druba, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Keplerweg 27, 44807 Bochum, am 10. September

Pichlo, Walter, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Schäferkate 9, 24802 Bokel, am 8. September

Piekarowitz, Margarete, geb. Porr, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Kerßenbrokstraße 8, 59329 Wadersloh-Liesborn, am 4. September

ZUM 91. GEBURTSTAG

Kowalzik, Gertrud, geb. Sentek, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt Am Felde 5, 58840 Plettenberg, am 7. September

ZUM 90. GEBURTSTAG

Broschinski, Erhardt, aus Sanditten, Kreis Wehlau, jetzt Allee 28, 22941 Jersbek, am 9. September

Diederichs, Hertha, geb. Kudritzki, aus Satticken, Kreis Treuburg, jetzt Bodelschwinghstraße 8, 90475 Nürnberg, am 4. September

Dommert, Martha, geb. Soboll, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Ipfweg 4, 71554 Weissach, am 8. September

Jankers, Gertrud, geb. Meyer, aus Rauterskirch, Kreis Elchniederung, jetzt Im Defdahl 319, 44141 Dortmund, am 9. September

Mayr, Ida, geb. Tidder, aus Sareiken, Kreis Lyck, jetzt Dammstraße 3, 88145 Ofenbach, am 6. September

Szametat, Wilhelm, aus Schnekkenwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Rauthstraße 16, 51588 Nümbrecht, am 10. September

Zeising, Helmut, aus Lakendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Alte Poststraße 2, 28857 Syke, am 4. September

ZUM 85. GEBURTSTAG

Albrecht, Erich, aus Kirpehnen, Kreis Samland, jetzt Kurzer Kamp 16, 23774 Heiligenhafen, am 10. September

Bagusch, Gretel, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Ostenkoppel 21, 23899 Gudow, am 5. September

Derlath, Rudi, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Goldammerweg 29, 50829 Köln, am 7. September

Ehlers, Maria, geb. Schlachta, aus Rundfließ, Kreis Lyck, jetzt Lindenstraße 32 a, 23558 Lübeck, am 7. September

Eschrich, Gerda, geb. Wittke, aus Wehlau, Pinnauer Straße, jetzt Potsdamer Straße 53, 40599 Düsseldorf, am 9. September

Gessner, Hedwig, geb. Koslowski, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hammerstraße 43, 48153 Münster, am 6. September

Groß, Hildegard, geb. Matscheizik, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 93, jetzt An der Schneckull 4, 47445 Moers, am 7. September

Klahr, Emma, geb. Krause, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Friedrich-Ebert-Straße 38, 63694 Hainchen, am 10. September

Kolwe, Bruno, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Neue Dorfstraße 91 b, 24782 Büdelsdorf, am 6. September

Ladiges, Waltraut, geb. Kablowski, aus Lötzen, jetzt Sieker Landstraße 177, 22927 Groß Hansdorf, am 4. September

Langhans, Gerhard aus Reddenau, Kreis Pr. Eylau, jetzt Hopfenberg 3, 38271 Baddeckenstedt, am 9. September

Manske, Heinz, aus Guttschallen, Kreis Wehlau, jetzt Am Sportplatz 4, 30826 Garbsen, am 7. September

Meisner, Erna, geb. Jautschus, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Schachtstraße 52, 29323 Wietze, am 8. September

Motzkus, Erna, aus Eszergallen / Wehrwalde, Kreis Angerapp / Darkehmen, jetzt Stiftungsdorf Hemelingen, Wohnung 26, Dietrich-Wilken-Straße 20, 28309 Bremen, am 10. September

Nicolovius, Alfred, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Kohlwinklstraße 44, 82362 Weilheim / Obb., am 6. September

Pallat, Erika, aus Ortelsburg, jetzt Auf der Morgenweide 7, 55276 Oppenheim, am 5. September

Proksch, Adolf, aus Langendorf, Podollen, Kreis Wehlau, jetzt Weinbergstraße 71, A–1190 Wien, am 9. September

Rautenberg, Fritz, aus Worwegen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Richthofenstraße 14 a, 24768 Rendsburg, am 17. August

Reinke, Erna, aus Kl. Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Brilitter Weg 5, 27442 Gnarrenburg, am 8. September

Reiter, Erich W., aus Neidenburg, Gaußstraße 10, 47441 Moers, am 1. September

Schäfer, Waltraud, geb. Palluch, aus Gorlau, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 69, 32457 Porta Westfalica, am 6. September

Schenk, Hans-Gerhard, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt St.-Vitus-Straße 3, 85232 Bergkirchen, am 10. September

Schenkewitz, Bruno, aus Tapiau, Rohsestraße, Kreis Wehlau, jetzt Am Rübenweg 17, 41540 Dormagen, am 4. September

Schmelow, Emil, aus Warchallen, Kreis Neidenburg, jetzt Im Wiesengrund 11, 25479 Ellerau, am 6. September

Seeck, Werner, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Gistlstraße 15, 82049 Pullach, am 5. September

Struck, Else, geb. Zalenga, aus Kl. Koslau, Kreis Neidenburg, jetzt BBC-Straße 5, 63457 Hanau, am 2. September

Torst, Herta, geb. Gronau, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt Deichstraße 8, 27318 Hoya, am 5. September

Weiß, Helga, geb. Rautenberg, aus Worwegen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Borngasse 2, 06667 Leißling, am 17. August

Zersen, Charlotte, geb. Chmielewski, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bergamtstraße 6 A, 31683 Obernkirchen, am 5. September

ZUM 80. GEBURTSTAG

Angermann, Liselotte, geb. Rehberg, aus Königsberg, jetzt Straße des Friedens 33, 04860 Torgau, am 22. August

Casemir, Ursula, geb. Casemir, aus Wehlau, Pinnauer Straße, jetzt Steinstraße 64, 39218 Schönebeck, am 6. September

Ceranski, Herbert, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Kesterkamp 1, 44879 Bochum, am 4. September

Fick, Liselotte, geb. Köhler, aus Friedrichsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Schulstraße 44, 99976 Lengenfeld am Stein, am 9. September

Gluth, Horst, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Callenbergweg 3, 44369 Dortmund, am 10. September

Gudat, Friedrich, aus Adlig Linkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Heideweg 69, 22952 Lütjenseee, am 7. September

Hartkopf, Anni, geb. Weinreich, aus Weißenstein, Kreis Königsberg-Land, jetzt Am Museumsturm 2 – 8, 48529 Nordhorn, am 10. September

Hasse, Erna, geb. Neumann, aus Goldbach, Groß Köwe, Kreis Wehlau, jetzt Rudi-Arndt-Straße 6, 23968 Wismar, 4. September

Hoffmann, Wilfried, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Bergstraße 4, 67824 Feilbingert, am 7. September

Kobielski, Kurt, aus Sarken, Kreis Lyck, jetzt Lindenweg 12, 25469 Halstenbek, am 8. September

Kolwe, Bruno, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Neue Dorfstraße 91 b, 24782 Büdelsdorf, am 6. September

Korzen, Walter, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Ingelheimer Straße 20, 28199 Bremen, am 7. September

Neumann, Waltraud, geb. Joachim, aus Malga, Kreis Neidenburg, jetzt Rattey 14, 17349 Schönbeck, am 2. September

Papajewski, Daline, geb. Simmering, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Sickingmühler Straße 214, 45772 Marl, am 1. September

Retzlaff, Hella, geb. Tautorat, aus Königsberg, jetzt Saargemünder Straße 1, 45181 Mülheim an der Ruhr, am 8. September

Schiemann, Kurt, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Waldesrand 11, 73642 Welzheim, am 8. September

Seidenberg, Elfriede, geb. Heß, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Ellener Dorfstraße 3, 28325 Bremen, am 9. September

Soward, Hedwig, geb. Neumann, aus Lyck, jetzt Finkenweg 8, 51147 Köln, am 7. September

Wiese, Traute, geb. Rutsch, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Heinrich-Heine-Straße 29, 21077 Hamburg, am 5. September

Willutzki, Werner, aus Lyck, Kaiser-Wihelm-Straße 98, jetzt Wildbaumweg 38, 44229 Dortmund, am 8. September

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Aschmann, Hans-Georg, und Frau Ingrid, aus Königsberg, Knochenstraße 55, jetzt Kurlandstraße 20, 24960 Glücksburg, am 8. September

Gedanken in Druckerschwärze

Der Autor Gert O. E. Sattler

Er gehört zu den Menschen, die sich nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, die keine Ruhe kennen und unermüdlich schaffen müssen. Gert O. E. Sattler muß all seine Gedanken in Druckerschwärze umsetzen. Kein Wunder also, wenn in einigen Jahrzehnten unzählige Bücher erschienen sind, die seinen Namen tragen. In Versform hält er alles fest, was ihm über den Weg kommt. Gereimt muß es sein, sonst wär's kein echter Sattler, das schätzen seine Fans so an ihm.

Am 20. Februar 1921 wurde Gert O. E. Sattler in Grieben / Altmark geboren. Als Sohn der Altmark lernte er während des Reichsarbeitsdienstes Ostpreußen kennen. Fasziniert von der Schönheit des Landes und der Aufrichtigkeit seiner Bewohner begann er, sich mit der Geschichte und Kultur der östlichsten Provinz des Deutschen Reiches zu beschäftigen. Dieses Interesse verlor Gert O. E. Sattler auch nicht während seiner Dienstjahre als Soldat der Wehrmacht. In den Kriegsjahren bis 1944 fuhr er zweimal jährlich auf Heimaturlaub nach Ostpreußen. Während dieser Zeit entstanden auch erste Gedichte. Das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte Sattler in dem berüchtigten amerikanischen Kriegsgefangenenlager „Sing Sing". Als ihn die Amerikaner 1946 entließen, stekkten ihn die Russen in ihr nicht minder berüchtigtes Konzentrationslager Sachsenhausen / Oranienburg bei Berlin und verschleppten ihn anschließend in den Kaukasus. Erst 1949 wurde er in die Freiheit entlassen.



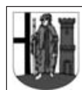
Nach dem Krieg arbeitete Sattler zunächst als Lehrer an einer Berufsschule, 1951 flüchtete er in den Westen und wurde Polizeibeamter. Ein Dienstunfall setzte seiner Karriere ein jähes Ende und er wurde in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Nun hatte er Zeit, sich seinem Hobby, das ihm bald zur Berufung wurde, vollends zu widmen.

Trotz der schrecklichen Erlebnisse war Sattlers Lebenswille ungebrochen. In ungezählten Gedichten und Versen begann er, dem Land Ostpreußen, seinen Landschaften, Städten und Menschen ein literarisches Denkmal zu setzen. Als Nicht-Ostpreuße ist es ihm in ganz erstaunlicher Weise gelungen, die Schönheit des Landes, das Charakteristische der Landschaft und die Eigentümlichkeit seiner Menschen einzufangen. Mit Stolz kann Gert O. E. Sattler heute auf 30 Bücher über Ostpreußen, aber auch über Schlesien, das Sudetenland und Pommern und auf einige Bildbände blicken, die nicht nur heimattreue Leser in ihren Bann ziehen.

In Würdigung seines literarischen Einsatzes für Ostpreußen hat ihm die Landsmannschaft Ostpreußen 1999 das Goldene Ehrenzeichen verliehen. Gert O. E. Sattler ist ein bescheidener, zurückhaltender Mensch geblieben, trotz seiner Erfolge. Dem aufrechten Preußen aus Überzeugung ist nur eines wichtig: sein Wissen über den deutschen Osten weiterzugeben. Sein Leitspruch hat er Friedrich dem Großen abgeguckt: „Es ist nicht wichtig, daß ich lebe, sondern daß ich tätig bin." *Zk*

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ALLENSTEIN STADT

Kreisvertreter: Gottfried Hufenbach, Telefon (0 22 25) 70 04 18, Fax (0 22 25) 94 61 58, Danziger Straße 12, 53340 Meckenheim. Geschäftsstelle: Stadtgemeinschaft Allenstein, Telefon (02 09) 2 91 31 und Fax (02 09) 4 08 48 91, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen

Das 51. Jahrestreffen – der Stadtgemeinschaft findet vom 15. bis 17. September wiederum in Gelsenkirchen, der alten Patenstadt von Allenstein statt. Am Freitag tagt ab 15 Uhr im Hotel Ibis die Stadtversammlung, um die Rechenschaftsberichte des Vorstandes und der weiteren Ressortleiter entgegenzunehmen, aktuelle Beschlüsse zu fassen und die nächste Wahl der Stadtvertreter vorzubereiten. Um 19 Uhr ist ein zwangloses Beisammensein mit den aus Allenstein und aus der weiten Bundesrepublik schon angereisten Teilnehmer im Restaurant Dubrovnik vorgesehen. Die Hauptveranstaltungen sind auf Sonnabend, den 16. September datiert. Eine ökumenische Gedenkandacht um 11 Uhr in der Probsteikirche erinnert an die im und nach dem Kriege verstorbenen Allensteiner, bevor im Schloß Horst um 13 Uhr die Bücher- und Verkaufsstände geöffnet werden und um 15 Uhr die Feierstunde beginnt. Der Bläser- und Posaunenchor Erle unter der Leitung von Hans-Günter Nowotka wird wieder für die musikalische Gestaltung sorgen. Kurze Begrüßungsansprachen werden der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft, der Oberbürgermeister der Stadt Gelsenkirchen und der Stadtpräsident von Allenstein halten. Ostpreußenlied und Nationalhymne werden alle Teilnehmer vereinen. Gelegenheit zum Mitsingen wird aber auch nach einer kleinen Pause ein Ostpreußisches Potpourri bringen, das der Bläser- und Posaunenchor Erle zum Besten geben wird. Tanz und Unterhaltung der Kapelle Oskar Delberg steht ab 18 Uhr auf dem Programm dieser Veranstaltung, die bis 24 Uhr dauern kann. Der Eintrittspreis ist trotz gestiegener Kosten mit 6 Euro wieder bewußt niedrig gehalten, um einen Besuch jedem Allensteiner und jedem Gast zu ermöglichen. Aufrechterhalten läßt sich dieses traditionelle und lohnende Jahrestreffen mit Begegnungen von bekannten und neuen Landsleuten aber nur, wenn möglichst viele Teilnehmer zusammenkommen. Wer eine Übernachtung nicht scheut, kann am Sonntag um 10 Uhr in der Probsteikirche den katholischen und in der Altstadtkirche den evangelischen Gottesdienst besuchen. Von 11 bis 13 Uhr ist auch das immer wieder interessante Heimatmuseum „Der Treudank“ geöffnet.



ELCH-NIEDERUNG

Kreisvertreter: Manfred Romeike, Anselm-Feuerbach-Str. 6, 52146 Würselen, Telefon (0 24 05) 7 38 10.

Kirchspieltreffen Rauterskirch und Seckenburg – Einladung zum Kirchspieltreffen der früheren Bewohner der Kirchspiele Rauterskirch und Seckenburg vom 19. September bis 1. Oktober im „Parkhotel Deutsches Haus“, Bahnhofstraße 22, 31542 Bad Nenndorf. Weitere Angaben finden Sie im Heimatbrief Nr. 42.

Kirchspieltreffen der Elchniederunger – Einladung zum Kirchspieltreffen der früheren Bewohner der Kirchspiele Herdenau, Inse, Karkeln, Kuckerneese, Schakendorf und Skören vom 13. bis 15. Oktober 2006 im „Parkhotel Deutsches Haus“, Bahnhofstraße 22, 31542 Bad Nenndorf. Gleichzeitig findet am Freitag, 13. Oktober die Delegiertenversammlung statt. Die Tagesordnung der Sitzung geht jedem Delegierten / Kirchspielvertreter rechtzeitig zu.



GOLDAP

Kreisvertreter: Stephan Grigat, Tel. (0 52 31) 3 71 46, Fax (0 52 31) 2 48 20, Heidentalstraße 83, 32760 Detmold. Geschäftsstelle: Waltraud Schmidt, Telefon (0 41 93) 52 42, Fax (0 41 93) 9 7 6 80, Höllenhorst 5, 24558 Henstedt/Ulzburg

Hauptkreistreffen 2006 – Freitag, 1. September: 18 Uhr, Eröffnung der Ausstellung „Preußen in Gemälden und Zeichnungen“ im Stadeum (Galerie). Es werden Leihgaben und Bestände des Patenschaftsmuseums gezeigt. Einführung: Annelies Trucewitz, Mitglied des Kreisausschusses. 18:30 Uhr, Sitzung des Goldaper Kreistages im Galerie-Saal des Stadeum. Sonnabend, 2. September, 9:30 Uhr, Kreisversammlung der Kreisgemeinschaft Goldap Ostpreußen (Mitgliederversammlung - nur für Mitglieder der Kreisgemeinschaft) im Stadeum. 14 Uhr, Festveranstaltung im Stadeum, Begrüßungsansprache Stephan Grigat, Kreisvertreter, Grußworte der Gäste, Ehrungen, Vortrag: Kindheit in Ostpreußen (Waltraud Schmidt, stv. Kreisvertreterin), Ostpreußenlied, Musikalische Umrahmung: Kreismusikschule Stade, Manfred Zink stellt im Foyer des Stadeums die Ergebnisse seiner Forschungen zu verschiedenen Goldaper Firmen aus. Videovorführungen in der Galerie-Zone des Stadeums. 20 Uhr, Heimatabend im Stadeum – Es tanzt die Trachten- und Volkstanzgruppe Hemmoor. Anschließend spielt Dieter Kohn zum Tanz. Einlaß ab 19:30 Uhr, die Musik spielt bis 24 Uhr. Sonntag, 3. September, 10 Uhr, Öffnung des Stadeums, 10 Uhr, Ev.-luth. Gottesdienst in der Kirche St. Wilhadi. Die Predigt hält Superintendent Rengstorf, Stade, 11:30 Uhr, Feierstunde am Mahnmal in den Wallanlagen in Stade, Begrüßung Stephan Grigat (Kreisvertreter), Grußwort der Patenschaftsträger, Totenehrung Waltraud Schmidt (stellvertretende Kreisvertreterin), Gedichtvortrag „Es war ein Land“ (Gertrud Braumann), Festansprache David McAllister MdL (Vorsitzender der CDU-Landtagsfraktion Niedersachsen), Ostpreußenlied, Nationalhymne, Musikalische Umrahmung: Goldaper Bläserkreis und Stader Singkreis. 13 Uhr, Hauptkreistreffen: gemeinsames Mittagessen und gemütliches Beisammensein im Stadeum, Videovorführungen in der Galerie-Zone des Stadeums, Ausklang. Das Patenschaftsmuseum Goldap / Ostpreußen wird am Samstag in der Zeit von 10 Uhr bis 17 Uhr und am Sonntag vom 10 bis 15 Uhr geöffnet sein.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 80 59 72, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Stadtplan Johannisburg 1944/1945 mit Bestands- und Einwohnerverzeichnis – Es gibt ihn nun, den Plan von 1944 / 45, der unsere Kreisstadt Johannisburg in Straßen, Häusern und öffentlichen Einrichtungen beschreibt: farbig, eindrucksvoll und mit vielen wichtigen Informationen. Ein Plan, der uns Orientierung gibt, der uns zu den noch vorhandenen Häusern unserer Vorfahren führt, ein Plan, der uns viele offene Fragen beantwortet. Er ist ein wertvoller Nachweis in unserer Geschichte und ein wertvolles Verzeichnis für die nächsten Generationen, die die Spurensuche in ihren Familien noch nicht abgeschlossen haben. Schon der Plan der Kreisstadt Johannisburg ist für uns ein großes Geschenk. Er verschafft uns den Überblick. Daneben aber entsteht unser Bestandsverzeichnis, ein Verzeichnis der einzelnen Straßen. Es ist der Nachweis, in dem die Namen der Einwohner den zugehörigen Wohnungen und Häusern zeichnerisch zugeordnet werden. Diese Einzeldarstellungen werden durch das Einwohnerverzeichnis von 1944/45 zu einem großen Ganzen vereinigt. Das Einwohnerverzeichnis enthält alle uns bekannten Namen nach Straße und Hausnummer sortiert. Auch wenn die Straße oder die Hausnummer nicht bekannt ist, so wurden diese Namen ohne die jeweilige Zuordnung zu den Gebäuden aufgeführt.

Entstehung – Viele Menschen waren auf der Suche nach einem Stadtplan von Johannisburg und wurden enttäuscht. Der Wunsch, einen Plan in den Händen zu halten, wo unser Elternhaus oder das Haus unserer Vorfahren aufgezeigt wurde, erfüllte sich nicht. Auf meiner Suche wandte ich mich an das Archiv in Allenstein und wurde belohnt. Der erste Baustein war gefunden. Eine Karte, in der das Stadtzentrum, die Lage der Straßen und Gebäude südlich der Eisenbahnlinie bis zur Sperrplattenfabrik, westlich, vom Kreiskrankenhaus und östlich bis zur Stadtrandsiedlung eingezeichnet waren, sollte nun, eingescannt in den Computer, den Kern unseres Planes bilden. An diesen ersten Baustein wurde die Planungskarte aus dem Archiv Lotz, die die Planungsabsichten westlich der Hegelstraße aufzeigt, angefügt. Für weitere Informationen war ich auf das Wissen der ehemaligen Johannisburger angewiesen. Die Straßen mußten benannt, die Gebäude beschrieben, und wenn möglich, die Einwohner zu den verschiedenen Häusern zugeordnet werden. Zu ihrer und meiner Freude tauchten die ehemaligen Johannisburger tief in ihre Kindheit ein. Voller Begeisterung sprudelte ihr Wissen der Erinnerung. Die Gedanken an ihre Heimat sind positiv belegt und das Weitergeben ihres Wissen nach 60 Jahren eine kleine Erfüllung am Ende ihres Lebens. Diese Menschen freuen sich darauf, ihr weitergegebenes Wissen in einem Buch nachlesen zu können. Und wir, die nächsten Generationen, die wir weit weg von diesem Ort leben, sind dankbar dafür, Informationen aus der Heimat unserer Vorfahren erhalten zu haben. Mit diesem Kenntnisstand der ehemaligen Johannisburger konnte ich meine Arbeit am Plan fortsetzen. Dabei waren zwei Schwierigkeiten zu meistern. 1. Viele der erhaltenen Informationen lagen außerhalb der bisherigen Darstellung. 2. Der Nachweis der Einwohner zu den Gebäuden konnte wegen Platzmangels nicht im Plan erfolgen. Hierfür lag die Lösung in einem Bestandsverzeichnis, in der für jede Straße eine Karte angelegt wurde, die die angegebenen Informationen aufnehmen konnte. Wie aber konnte die Schwierigkeit 1 gelöst werden? Mit welchen Möglichkeiten kann ich das gesamte Stadtgebiet in der bereits vorgegebenen Darstellungsart zeichnerisch fortführen? Diese Fragestellung führte mich zum Bauamt, ins Kreishaus in Johannisburg. Da jede Stadt verwaltet werden muß, müssen auch dort Planungskarten vorliegen. Aus einem meiner vorherigen Besuche wußte ich, daß kein alter Plan zur Stadt vorhanden war, aber es gab eine Karte im Maßstab 1:5 000, die die heutige Bebauung zeigt. Mit dieser Karte ist es mir gelungen, das gesamte Stadtgebiet zu erfassen. Dabei wurde nur die vorhandene Bebauung aus den Jahren 1944 / 45 übernommen. Mit Hilfe der Feldvergleiche Juni 2004 und Mai 2005 habe ich versucht, die alte deutsche Bebauung aus diesem Plan der heutigen Verwaltung herauszufiltern und sie mit den Informationen aus der topographischen Karte 1:25 000 zu ergänzen. Die Herkunft der polnischen Karte 1:5 000 in schwarz / weiß wird mit Bialystok angegeben. Aus dieser Karte wurden die benötigten Kartenelemente eingescannt und

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 17

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

an den bisherigen Plan angefügt. Da der Stadtplan aus zwölf Teilen zusammengesetzt wurde, habe ich auf eine genaue Maßstabsangabe verzichtet. Die Verzerrungen sind durch das Aneinanderfügen zu groß und ein Abgreifen von Entfernungen würde nur zu falschen Aussagen führen. Die Maßstabsangabe von 1:3700, das heißt 1 cm in der Karte sind 37 Meter in der Natur, sind nur bedingt gegeben. Parallel zu den Informationen zum Stadtplan entsteht ein Nachweis der einzelnen Straßen. Ich habe die ehemaligen Johannisburger gebeten, ihr Elternhaus oder die Gebäude ihrer Wohnungen in den Einzeldarstellungen der Straßen zu kennzeichnen. Als weiteres wurden mir die Namen genannt, die die Gebäude mit Leben erfüllten. Auf diese Weise konnte ich in fast jeder Straße Schwerpunkte von Informationen schaffen, die, unabhängig von der Hausnummer, die richtige Lage der Gebäude kennzeichnen. Dieser Einzelnachweis der Straßen wird nun mit unserem Einwohnerverzeichnis vereinigt, und wir erhalten ein Buch mit den Spuren unserer Vorfahren in Johannisburg.

Aussagekraft des Planes – Dieser Plan erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Trotzdem wurden viele Informationen zusammengetragen und gegenseitig geprüft, so daß ein hoher Grad an Glaubwürdigkeit erreicht werden konnte. Für diese Glaubwürdigkeit stehen die Informationen aus erster Hand, den Zeitzeugen, die mit ca. 20 Jahren ihre Heimat verlassen mußten und heute zu dieser Arbeit beigetragen haben. Stellvertretend seien hier genannt: Archiv Wolfgang Lotz (†) in Bremerhaven: Anger, Verbindungsstraße, Jahnstraße, Hubertusweg, Hegelstraße, Stadtrandsiedlung, Informationen zum gesamten Stadtgebiet. Günther Boettcher, jetzt Köln: Königsberger Straße, Fischerstraße. Udo Bogdan, jetzt Bamberg: Markt und Informationen zum ganzen Stadtgebiet. Ernst Droysen, jetzt Garbsen: Schloßplatz, Gartenstraße, Kirchenplatz, Lycker Straße, St. Johannisstraße, Poststraße, Informationen zum ganzen Stadtgebiet. Kurt Fischer, jetzt Holzwickede: Lindenstraße. Lothar Karkoska, jetzt Bielefeld: Soldauer Straße, Bahnhofstraße, Bollertstraße, Danziger Straße, Teile Hegelstraße, Mühlenstraße, Informationen zum ganzen Stadtgebiet. Eva Klischewski, jetzt Hamburg: Lycker Straße, Graf-Yorck-Straße. Benno Krutzke, jetzt Wismar: Wiesenweg. Irmgard Piklaps, geb. Waschk, jetzt Meppen: Siedlung an der Sparker Chaussee. Irene Scholvin, geb. Ziemer, jetzt Hildesheim: Kreishaus. Herbert Wallner: jetzt Henstedt-Ulzburg und Gerhard Wallner, jetzt Dransfeld: Grenadierstraße, Hafen, Informationen zur An- und Verkaufsgenossenschaft.

Schlußwort – Mit Neugier habe ich die Arbeit am Plan der Kreisstadt Johannisburg in Ostpreußen am Anfang des Jahres 2004 aufgenommen. Als ich dann die Hilfe der ehemaligen Johannisburger benötigte, wurde ich von ihrer Begeisterung mitgetragen. Sie zeigten ihre Freude über den Plan, und ihre Kindheitserinnerungen sprudelten, sowie die Dankbarkeit, den Plan noch erleben zu dürfen. Für mich eine Bestätigung. Ich wußte, der Plan mußte jetzt entstehen, danach wäre so vieles an Informationen verloren gegangen. Es ist ein Anfang geschaffen, ein Blick ins Zeitfenster 1944 / 45 der Stadt Johannisburg. Ein Plan, der als Grundlage für viele Forschungen dienen kann, aufbauend auf den Informationen der Zeitzeugen, bei denen ich mich recht herzlich für ihre Mitarbeit bedanke. Unsere gemeinsame Arbeit wird die Menschen erfreuen, die Wurzeln in Ostpreußen haben. Bedanken möchte ich mich auch bei den Menschen in Johannisburg. Sie waren mir hilfreich zur Seite, als es darum ging, das gesamte Stadtgebiet darzustellen. Unser Plan am Scheideweg der Geschichte 1944 / 45 ist auch für diese Menschen gedacht, die heute Johannisburg ihre Heimat nennen. Wo unsere Geschichte endet, dort beginnt ihre. Auch diese Menschen haben Fragen, vielleicht finden sie Antworten in dieser Arbeit.

Redaktionshinweis

Hamburg – Sehr geehrte Leser und Heimatfreunde, aufgrund der Sommer- und damit Urlaubszeit kann es bei der Bearbeitung Ihrer Manuskripte leider zu Verzögerungen kommen. Wir bitten dieses – sollte es eintreffen – schon jetzt zu entschuldigen. **Ihre Redaktion**

Druckformate – Der Stadtplan im Format von 98x84,1 cm ist als Farbdruck auch einzeln erhältlich. Der Preis beträgt 4,50 Euro zzgl. Porto und Verpackungskosten. Das Buch im A4-Format mit einem Umfang von 250 Seiten beinhaltet das Bestandsverzeichnis (nach Straßen und Hausnummern) mit vergrößerten farbigen graphischen Auszügen aus dem Stadtplan und den Stadtplan im Format von ca. 98x84,1 cm als Farbdruck (In einer Stecktasche auf der 3. Umschlagseite.) Ein rekonstruiertes Einwohnerverzeichnis (nach Namen, Vornamen und, soweit bekannt, nach Familien geordnet). Der Preis beträgt 19,50 Euro zuzüglich Porto und Verpackungskosten. Bestellungen: Der Plan, einzeln gedruckt, ist für die interessierten Menschen auf unserem Kreistreffen am 3. Sept. 2006 in Dortmund zu erhalten oder kann schriftlich bei unten stehender Anschrift bestellt werden. Das Buch mit „Bestands- und Einwohnerverzeichnis der Stadt Johannisburg / Ostpreußen 1944 / 1945 und früher" (enthält den Stadtplan in einer Tasche) konnte nicht zum geplanten Zeitpunkt (Kreistreffen Dortmund 2006) fertig gestellt werden, da uns nach Ankündigung im Heimatbrief 2006 sehr umfangreiche Zeitzeugen-Informationen erreichten, die in das Buch noch aufgenommen werden müssen. Der Fertigstellungstermin des Buches verschiebt sich daher voraussichtlich auf das Frühjahr 2007. Bestellungen für den Plan oder Vorbestellungen für das Buch schriftlich an: Kreisgemeinschaft Johannisburg e. V., c/o Werner Schuka, Alte Poststraße 37, 32429 Minden; E-Mail: W.Schuka@Kreis-Johannisburg.de.

Geschichtsseminar

Hamburg – Die prußischen Ureinwohner Ostpreußens sind Thema des diesjährigen Geschichtsseminars der Landsmannschaft Ostpreußen vom 6. bis 8. Oktober 2006 im Ostheim in Bad Pyrmont. Auf dem Programm der von Dr. Sebastian Husen geleiteten Wochenendveranstaltung stehen Vorträge über die Herkunft und die Geschichte der Prußen, über ihre Sprache, ihr Liedgut, ihr Brauchtum und ihre Märchenwelt. Referieren werden unter anderem Sabine Crone, Prof. Dr. Rainer Eckert, Ruth Geede, Lars Karrasch, Hans-Ulrich Kopp und Rolf Tolkmitt. Die Seminargebühr beträgt 80 Euro. Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer sind frei. Einzelzimmer stehen nur in beschränktem Umfang zur Verfügung. Anmeldeunterlagen und nähere Informationen bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Bärbel Petereit, Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: petereit@ostpreussen.de



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

55 Jahre Patenschaft Duisburg – Königsberg-Stadt / Drei Kulturtage in Duisburg – Am 26. Oktober 1951 beschloß der Rat der Stadt Duisburg, die Patenschaft für die Stadt Königsberg zu übernehmen. Die Verantwortlichen der Stadt wollten sechs Jahre nach dem Krieg den heimatvertriebenen Königsbergern „eine neue Stätte kultureller und geistiger Gemeinschaft geben", so heißt es in der Patenschaftsurkunde. Sie wurde beim ersten großen Königsberger Treffen am 7. September 1952 den Königsbergern feierlich übergeben. In dieser Urkunde wird formuliert, daß man die Hoffnung hege, „daß Duisburg ein lebendiger Sammelpunkt für die heimatvertriebenen Königsberger werde." Und die Stadt wurde für die Königsberger ein lebendiger Sammelpunkt. Das wurde zum Beispiel beim 700jährigen Stadtjubiläum Königsbergs im Jahre 1955 sichtbar, als etwa 35 000 Königsberger nach Duisburg kamen, als dort eine Fülle von Veranstaltungen durchgeführt wurde und zahlreiche Patenschaften zwischen Duisburger und Königsberger Schulen beschlossen wurden, zwischen Sportvereinen und Schützenvereinen. Über Jahrzehnte fanden in der Stadt an Rhein und Ruhr Treffen der Stadtgemeinschaft Königsberg und ihrer Mitglieder und Freunde statt, aber auch jährliche Treffen der Schulgemeinschaften und anderer Duisburg-Königsberger Gemeinschaften. 1968 wurde das „Museum Haus Königsberg" eingerichtet, – 1992 als „Museum Stadt Königsberg" an anderer Stelle fortgeführt –, in dem bis heute Königsberger Kulturgut gesammelt wird und in dem unzählige Veranstaltungen stattfinden. Und was man nicht vergessen darf: Wo sich in früheren Jahrzehnten oft viele Menschen aus der Stadt am Pregel wieder fanden, die sich durch Krieg, Flucht und Vertreibung aus den Augen verloren hatten. Schließlich wurde in Duisburg eine Einwohnerkartei Königsberg aufgebaut, die entscheidend zur Sammlung der ehemaligen Bewohner der Stadt beitrug und über die viele Menschen zusammengeführt werden konnten, Verwandte und Freunde, Mitschüler und Arbeitskollegen. Das einende Band zwischen den Königsbergern und allen Freunden der Stadt wurde ab 1960 der „Königsberger Bürgerbrief", dessen 67. Nummer in diesem Sommer erschienen ist. Er ist gleichsam eine Chronik der alten Stadt, der seit deren Öffnung auch von der nun russischen Stadt berichtet. Bis zum heutigen Tag hat die Stadt Duisburg unter Führung ihrer Oberbürgermeister August Seeling, Josef Krings, Bärbel Zieling und nun Adolf Sauerland die einmal übernommene Patenschaft ernst genommen und die Königsberger beim Zusammenhalt ihrer Gemeinschaft, beim Aufbau und Erhalt des Museums und bei der Herausgabe des Bürgerbriefes unterstützt. Am 22. – 24. September 2006 wollen die Königsberger, Freunde aus Ostpreußen und Freunde aus der Stadt Duisburg und dem Rheinland, auch viele einheimische Besucher des Museums Stadt Königsberg der nunmehr 55 Jahre alten Patenschaft gedenken. Dieses soll durch mehrere Kulturveranstaltungen geschehen: Freitag, 22. September, 17 Uhr, mit der Eröffnung einer Ausstellung: „Künstlerparadies Kurische Nehrung – Künstlertreff Hermann Blode – Landschaft – Ereignisse – Personen". Verantwortlich für diese Ausstellung sind Lorenz Grimoni und Dr. Wolfram Eggeling sowie ein kleines Team ehrenamtlicher Mitarbeiter, darunter mehrere Stadtvertreter der Stadtgemeinschaft Königsberg. Sonnabend, 23. September, treffen sich die Mitglieder der Stadtgemeinschaft von 10.30 Uhr bis 15.30 Uhr in der Gesamtschule Falkstraße 44, unweit des Hauptbahnhofs, um eine neue Stadtvertretung zu wählen. Die *PAZ* hat darauf mehrfach hingewiesen.

Am Nachmittag, um 16 Uhr hält dann in der Aula dieser Schule Intendant Rainer Lewandowski vom E.T.A. Hoffmann – Theater einen Vortrag mit Bildern und Musikbeispielen über Hoffmann zu dem Thema: „Die Fantasie kommt Hoffmann zum Trost". Um 19 Uhr findet dann ebenfalls in der Aula ein Konzert zu dem Thema „Amadeus – Amadeus" mit Sinfonien von Mozart und Hoffmann statt. Es spielt das Staatliche Symphonieorchester Kaliningrad unter der Leitung von Arkadi Feldman. Dieser ist bekanntlich Träger der Königsberger Bürgermedaille, weil er sich in besonderer Weise darum bemüht, die ostpreußische Musikliteratur in seinen Konzerten zu Gehör zu bringen. Sonntag, 24. September, 11 Uhr, findet dann eine Festveranstaltung in der Aula statt, die mit einer Andacht durch Propst i. R. Erhard Wolfram, Hannover, Vorsitzender der Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen, eingeleitet wird, bei der der Stadtvorsitzende Klaus Weigelt und der Oberbürgermeister von Duisburg, Adolf Sauerland, sprechen werden. Im Mittelpunkt steht ein Vortrag von Dr. Wulf Wagner, Berlin, zu dem Thema: „Besonderheiten aus der Geschichte des Königsberger Schlosses." Dabei wird er auf Ereignisse und Besonderheiten der Königsberger Schloßgeschichte (auch Kulturgeschichte) eingehen, die bisher in der Literatur so nicht bekannt geworden sind. Die Stadtgemeinschaft Königsberg freut sich, wenn recht viele Besucher den Weg nach Duisburg finden. Im Patenschaftsbüro (V. Fischer) können Veranstaltungsprogramme, Übernachtungsmöglichkeiten abgerufen werden: Montag, Mittwoch und Freitag von 9 bis 13 Uhr unter der Telefon (02 03) 2 83 / 21 51.

Treffen der ehemaligen Schülerinnen der Klasse 6 b von Herrn Krüger / Rektor Kowalsky der TMMS zu Königsberg – In dem großen Rahmen des Schultreffens Steindammer- / Tragheimer- Mittelschule war es fünf ehemaligen Klassenkameradinnen der 6 b möglich, sich noch einmal begegnen zu können. Auch wenn wir nun schon alle zu den „älteren Semestern" zählen und auch die eine oder andere gesundheitlich „angekratzt" ist, war es wieder wie in einer harmonischen Familie, kein Thema wurde vernachlässigt, wir waren einfach nur glücklich darüber, daß wir uns wieder einmal zusammengefunden hatten, daß wir gemeinsam und ganz nah Gedanken austauschen konnten, auch, daß wir im gemeinsamen Erleben ein schönes Stückchen deutscher Landschaft kennenlernen durften. Ein Höhepunkt dieser Tage war der 80. Geburtstag von Susi Dahlke v. Terzi. Dagmar hatte aus diesem Anlaß mit „Tragheimerinnen" jeglichen Alters ein Lieblingslied des Geburtstagskindes eingeübt und als Ständchen dargebracht. Zudem überreichte sie im Namen der ehemaligen Klassenkameradinnen ein wunderschönes Buch mitsamt eines von ihr selbstgewebten Jostenbandes mit dem Schriftzug „Ostpreußen", was dem Geburtstagskind besondere Freude bereitete. Ihr Dank gilt nun nochmals all denen, die ihr dieses Beisammensein mit den ehemaligen Klassenkameradinnen erst ermöglichten, die diesen 80. Geburtstag erst zu dem werden ließen, was er war. Ein ganz spezieller Dank aber geht an Silke, die nicht nur eine Woche ihres Jahresurlaubes dem Geburtstagskind opferte, sondern es noch per Auto und Rollstuhl durch die Lande und die erlebnisreichen Tage chauffierte. Getrübt wurden diese Tage allerdings durch die Nachricht vom Ableben unserer ehemaligen Mitschülerin und Freundin Ursel Schleicher, die nach langer Leidenszeit einem Krebsleiden erlag. Unsere guten Wünsche aber gelten allen unserer Ehemaligen, besonders natürlich unseren Kranken, verbunden mit der Hoffnung auf eine sehr baldige Genesung und dann vielleicht doch auf ein Kommen zum Treffen im nächsten Jahr.

KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Tel. (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Chronik des Fischerdorfes Schaaksvitte – Herbert Laubstein hat über seinen Heimatort Schaaksvitte / Kur. Haff eine Chronik in Kurzfassung erstellt, die er Interessenten gerne zum Selbstkostenpreis von 5 Euro, einschließlich Versandkosten anbietet. Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon (0 23 32) 8 05 77.

Ostpreußenkalender 2007 – Für unsere Heimatkreisgemeinschaft hat unser Lm. Herbert Laubstein für das Jahr 2007 wieder einen Ostpreußenkalender mit schönen Motiven aus unserer Heimat erstellt. Dieser Kalender, den man ab sofort erwerben kann, ist auch ein schönes Geschenk und kann zum Sonderpreis von 11 Euro einschließlich Porto und Verpackung bei Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon und Fax (0 23 32) 8 05 77 bestellt werden. Obwohl die Arbeit der in den Kreisausschuß gewählten Mitglieder ehrenhalber erfolgt, sind wir dennoch für weitere Ausstattung und Erhaltung unseres Samlandmuseums auf Spenden unserer Freunde und Gönner angewiesen. Da der finanzielle Erlös aus dem Verkauf des Kalenders ausschließlich für unser Museum, das sich im Preußen-Museum in Minden befindet, verwendet wird, leisten auch Sie, liebe Landsleute, durch den Kauf des Kalenders einen kleinen finanziellen Beitrag dazu.

BJO-Nord

Hamburg – Eine „Dönitz-Wanderung" mit Gedenkveranstaltung am Grabe des Großadmirals findet am Sonnabend, 16. September, 10.30 Uhr, Treffpunkt: S-Bahnstation Aumühle (S 221 ab Hauptbahnhof Richtung Aumühle), statt. Aus Anlaß des 115. Geburtstages von Karl Dönitz veranstaltet der BJO-Nord diese Wanderung. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Die Wanderung dauert zweieinhalb Stunden. Festes Schuhwerk empfohlen. Informationen und Anmeldung bei Stefan Kiekel, Telefon (0 40) 76 75 84 90, Internet: bjo-nord@ostpreussen-info.de

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 3. September, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 17. September, 23 Uhr, Bayern: Porait über Prof. Dr. Joachim Kaiser.



Der Kalender „Ostpreußen und seine Maler" ist auch für das Jahr 2007 wieder zu haben. Bis zum 30. September gilt für Leser der PAZ der Subskriptionspreis von 18,50 Euro einschließlich Versandkosten (im Buchhandel später 20,50 Euro). Bestellungen bitte direkt an den Schwarze KunstVerlag, Richard-Strauss-Allee 35, 42289 Wuppertal, Fax (02 02) 6 36 31.



Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Lahr – Donnerstag, 7. September, 19 Uhr, Stammtisch im Gasthaus Krone, Dinglinger Hauptstraße 4.

Pforzheim – Freitag, 15. September, 17.30 Uhr, Übungsstunde der Singgruppe „Elchschaufel" in der Meisenstraße 82.

Schwäbisch Hall – Mittwoch, 6. September, 14.30 Uhr, Heimatnachmittag im Gästehaus Sölch, Hauffstraße. Nach dem gemeinsamen Kaffee wird der Videofilm „Von Memel nach Trakehnen" gezeigt.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Sonnabend, 16. September, 13.45 Uhr, „Tag der Heimat". Erinnerung an die Heimat am Gedenkstein des BdV (Nähe Stadtbrille). Gegen 14.30 Uhr, Empfang der Stadt Amberg im großen Rathaus-Saal.

Augsburg – Mittwoch, 13. September, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe in den „Zirbelstuben".

Kitzingen – Die Mehrtagsfahrt der Ostpreußen zusammen mit VdK Ortsverband Kitzingen unter der Leitung von Waltraud Patz führte in eine der schönsten Landschaften Deutschlands, den Spreewald. Quartier bezog die Reisegruppe im denkmalgeschützten Ort Lehde, der Lagunenstadt im Taschenformat, ein Venedig, das aus ebenso vielen Inseln besteht, als es Häuser hat. Am Montag wurde eine lustige „Kremserfahrt" unternommen. Nach einem Zwischenhalt ging die Fahrt weiter zu Europas größter tropischer Freizeitwelt, dem „Tropical Islands" (dem früheren „Cargo Lifter"). Die Dimensionen dieser Halle sind gigantisch: 360 Meter lang, 210 Meter breit und unvorstellbare 107 Meter hoch. Nach der Rückkehr und dem Abendessen gab es anschließend noch eine märchenhafte Lampionkahnfahrt. Wer den Spreewald so richtig genießen will, der kann dies nur bei einer Kahnfahrt. Von Burg-Kauper aus ließ die Gruppe sich von zwei Fährmännern durch das Labyrinth der Kanäle und Fließe staken. Die Gruppe erlebte eine fast unberührte Natur von einzigartiger Schönheit. Danach gab es im Hotel „Spreewälder Abend" ein Spezialitäten-Büfett und den Auftritt einer sorbisch-wendischen Folkloregruppe. Am nächsten Tag startete man mit der Reiseleiterin Barbara Möbius zum Heinz-Sielmann-Naturparkzentrum Wanninchen. Im ehemaligen Braunkohlegebiet Wanninchen entsteht ein Naturparadies. Die kleine Stadt Luckau beeindruckte durch die liebevoll restaurierte Altstadt mit den barocken Schmuckgiebelhäusern am Marktplatz und die komplett erhaltene Stadtmauer mit Graben. Ein weiterer sehenswerter Ort und ein Kleinod für Liebhaber von Schlössern und Landschaftsgärten war Fürstlich Drehna mit dem wunderschönen Wasserschloß. Am Abend erwartete die Reisegruppe ein Grillbuffet, dazu unterhielten Jagdhornbläser mit ihren Jagdsignalen und der Geschichte und dem Brauchtum des Jagens. Nach einem kurzen Besuch auf der Slawenburg Raddusch, der einig neu aufgebauten frühmittelalterlichen slawischen Wehranlage, besichtigte man die Firma Rabe. Dort erfuhr man alles, was es Wissenswertes über Gurken im Glas gibt. Natürlich unternahm man einen Abstecher zu einem Giganten der Technik. Die F 60 (502 Meter lang, 202 Meter breit, 80 Meter hoch und 11 000 Tonnen schwer) ist eine der größten beweglichen Arbeitsmaschinen der Welt und wurde im Tagebau eingesetzt. Anschließend wurde der erste Seniorenfachmarkt Deutschlands in Großräschen besucht. Nach ein paar Zwischenstationen kam man wieder in Lehde an. Am nächsten Tag ging es dann heimwärts. Das Gesehene und Erlebte wird noch lange in guter Erinnerung bleiben.

Nürnberg – Freitag, 8. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Tucherbräu am Opernhaus". Es wird der Trakehnerfilm „Vom Rhein bis an die Wolga" von Dietrich Warwzin gezeigt.

BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 22. September, 15 Uhr, kulturelle Festveranstaltung anläßlich des 80jährigen Bestehens der Gruppe im „Haus am Blink", Adolf-Butenandt-Straße 7, 27580 Bremerhaven. Nach der Kaffeetafel und den Grußworten der Ehrengäste wird das bekannte „Rosenau-Trio" mit Liedern und Gedichten erfreuen. – Das Sommerfest mit Kaffee, Kuchen und Grillwürstchen der Gruppe war wieder ein voller Erfolg. Über 60 Anwesende konnte die Vorsitzende Marita Jachens-Paul begrüßen, darunter neben „Don Alfredo" Kruse sieben Pommern und Gäste aus dem Cuxland sowie aus Worpswede die Labiauer Kirchspielvertreterin Eva König. Der Nachmittag begann traurig. Die Anwesenden ehrten die verstorbene Helene Markwardt, langjähriges Vorstandsmitglied und in der Gruppe seit 1977, mit einer Schweigeminute. Marita Jachens-Paul überbrachte danach die Grüße des Landesvorsitzenden Helmut Gutzeit sowie vom Ehepaar Sigrid und Klaus Schubert, welches vor kurzem erst nach Hessen verzogen war. Sie berichtete dann über verschiedene Anlässe, bei denen sie die Gruppe nach außen vertreten hatte, sowie über ihre bisher vergeblichen Versuche, für die Feier zum 80jährigen Bestehen Zuschüsse aus dem „Kulturtopf" der Stadt zu erhalten. „Don Alfredo" konnte es nicht lassen und eröffnete nach Kaffee und Kuchen den geselligen Teil des Nachmittags mit einem längerem Gedicht über „Das Kartenspiel" – auswendig aufgesagt natürlich, und das in einem Alter von über 90 Jahren. Im weiteren Verlauf brachten Barbara Sandmann, Wilma Brunkhorst und Marita Jachens-Paul verschiedene Gedichte zu Gehör, wobei zum Erstaunen aller Anwesenden sogar die Vorsitzende einige Witze zum Besten gab. Bis zum Servieren der Bratwürstchen, wie immer von Wolfgang Paul und Klaus Eichholz gegrillt, hörte man Musik aus den Jugendtagen – von Edith Piaf über Lolita bis hin zu Roy Black und Freddy mit seinem „Heimatlos".



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 9. September, 15 Uhr, ökumenischer Gottesdienst zum „Tag der Heimat" in St. Ansgar, kleine Michaeliskirche, Michaelisstraße 5, unter Mitwirkung des Egerländerchores Hamburg. Predigt: Pastor Peter Voß, Liturgie: Diakon Erwin Drossel. – Sonntag, 24. September, 15 Uhr, Einladung des Landesverbandes der vertriebenen Deutschen in Hamburg zum „Tag der Heimat" im Logenhaus „Mozart-Säle", Moorweidenstraße 36 (nähe Dammtorbahnhof). Die Veranstaltung steht unter dem Motto „Menschenrecht achten – Vertreibung ächten". Die Festrede hält Leif Schrader (FDP Hamburg). Umrahmt wird die Feierstunde von den Vereinigten Chören (Ostpreußen, Pommern und Schlesien) und der Jugendballettgruppe der Deutschen aus Rußland. Einlaß ab 14.30 Uhr. – **Heimatmarkt**. Sonnabend, 30. September, 10 bis 17 Uhr, Heimatmarkt der ost- und mitteldeutschen Landsmannschaften auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz (Karstadt, Mönckebergstraße) mit dem Musikzug FFW Willinghusen und dem Spielmannszug SV Eidelstedt. Der Ostpreußenstand ist mit einem großen Angebot an Köstlichkeiten aus der Heimat sowie Literatur vertreten; ebenso ein Informationsstand des BJO.

HEIMATKREISGRUPPEN

Sensburg – Sonntag, 10. September, 15 Uhr, Erste Zusammenkunft nach der Sommerpause im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Hamm / Horn – Sonntag, 3. September, 14 Uhr, Herbstfest in der Altentagesstätte Horn, Am Gojenboom. Für Autofahrer gleich neben dem U-Bahn-Parkplatz Horner Rennbahn. Anreise mit der U 3 bis Horner Rennbahn, Ausgang Bauerberg / Gojenboom. Nach der Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen gibt es Humor und Tanz mit Peter. Tischreservierung auf Wunsch bei Gisela und Siegfried, Telefon 6 93 27 24.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Mittwoch, 6. September, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Städtischen Seniorentreff, Weidigweg 2, Darmstadt-Eberstadt-Süd III. – Sonnabend, 16. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus am See, Grundstraße 10 (EKZ). Nach der Kaffeetafel spricht Ingrid Stenzel über die „Emigration der Salzburger" vor 275 Jahren. – Sonnabend, 16. September, 10.30 Uhr, „Tag der Heimat". Kranzniederlegung an der Gedenkstätte der Vertriebenen auf dem Darmstädter Waldfriedhof. – Sonntag, 17. September, 14.30 Uhr, BdV-Kreistreffen im „Goldenen Löwen", Darmstadt-Arheiligen.

Frankfurt / Main – Montag, 4. September, 14 Uhr, Treffen der Danziger Frauen im Haus der Heimat, Porthstraße 10. – Montag, 11. September, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Porthstraße 10. – Mittwoch, 13. Septem-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

ber, 14 Uhr, Spielnachmittag im Haus der Heimat, Porthstraße 10. – Mittwoch, 20. September, 9 Uhr, Tagesausflug nach Schwetzingen. Diese kleine Fahrt führt die Teilnehmer in ein Städtchen mit barocker Formenvielfalt ein, einem schönen Schloßpark sowie der Sommerresidenz der Kurfürsten von der Pfalz. Kostenbeitrag 10 Euro, Abfahrt vom Hauptfriedhof. Anmeldung bei Frau Groß, Telefon (0 60 81) 5 97 34.

Hanau – Mittwoch, 13. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Café Menges. – Sonntag, 17. September, 10.30 Uhr, „Tag der Heimat“ am Ehrenmal.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Delmenhorst – Sonntag, 3. September, Fahrt zum „Tag der Heimat“ in Oldenburg. – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Delmeburg. – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen der Männergruppe in der ostdeutschen Kulturstube.

Oldenburg – Mittwoch, 13. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Stadthotel Eversten. Detlef und Renate Lubenau halten einen Diavortrag: „Andalusien – das maurische Spanien“.

Osnabrück – Freitag, 15. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Bürgerbräu.

Wolfenbüttel – Anläßlich der Kulturtage in Wolfenbüttel fand zu dem Thema „Flucht und Vertreibung“ eine Ausstellung mit Informationen des BdV im Rathaus-Foyer statt. Am Morgen begannen die Arbeiten zur Ausgestaltung im Foyer. Wenig später hingen der preußische Adler, das Wappen von Schlesien, Zeichnungen vom Breslauer Rathaus und dem Dom zu Königsberg an der Wand. Angefertigt hat sie der gelernte Maler und Dekorateur Richard Steinhof. Weitere Gemälde von ihm zeigen den legendären Rübezahl vor der Schneekoppe, der höchsten Erhebung im Riesengebirge und die Kirche Wang, die eine Prinzessin aus Wolfenbüttel bauen ließ. Aus Anlaß der Beteiligung am Stadt- und Bürgerfest trugen die Frauen ihre selbstgenähten Trachten. Brunhilde Schölecke, Vorsitzende der Ost- und Westpreußen in Wolfenbüttel, hatte ihren Bernsteinschmuck aus der Heimat angelegt. „Das Gold der Ostsee“ sammelte sie noch als Kind am Strand der Kurischen Nehrung. 1991 war sie das erstemal wieder in der Heimat, von ihrem Elternhaus sind nur ein paar Steine im Unterholz geblieben. Zu den Ausstellungsstücken in der Heimatstube des BdV zählt auch ein Stofftier Elch, das Wappentier der Ostpreußen. Plakate und Transparente erinnern an Flucht und Vertreibung vor mehr als 60 Jahren, an den in Königsberg geborenen Philosophen Immanuel Kant und das Recht auf Heimat. Die Ausstellung war ein voller Erfolg. An beiden Tagen wurden rund 250 Besucher gezählt, wovon sich 105 Gäste in die Besucherliste eingetragen hatten. Für das leibliche Wohl wurden Kaffee und selbstgebackener Kuchen gereicht.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 14. September, 15 Uhr, „Ostpreußisch Platt“ in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Düren – Freitag, 15. September, 18 Uhr, Heimatabend.

Ennepetal – Sonnabend, 16. September, 17 Uhr, „Tag der Heimat“ in der „Rosine“.

Essen – Freitag, 15. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Stern Quelle“, Schäferstraße 7, 45128 Essen, in der Nähe des RWE Turmes.

Gevelsberg – Sonnabend, 16. September, 17 Uhr, Treffen der Gruppe.

Düsseldorf – Mittwoch, 13. September, 19 Uhr, Vortrag von Dr. Ortfried Kotzian „Die Umsiedler – Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha und in der Karpatenukraine“ im Konferenzraum, GHH. – Donnerstag, 14. September, 19 Uhr, Ausstellungseröffnung „Wege des Franz Kafka – Schauplätze aus Leben und Werk in Fotografien“, Eichendorff-Saal, GHH.

Köln – Dienstag, 5. September, 14 Uhr, Heimatnachmittag im Kolpinghaus International, St. Apernstraße 32. Es ist ein Sonderprogramm vorgesehen, aus diesem Grund ist eine Anmeldung unter Telefon (02 21) 79 16 16, Fax (02 21) 9 38 55 76, notwendig.

Mönchengladbach – Montag, 4. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Lokal Bürgerklause.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

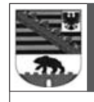
Landesgruppe – Sonntag, 24. September, 11 Uhr, Erntedank der Ost- und Westpreußen in Dörrenbach auf dem Biehlerhof (zum Biehl). Beginn: 11 Uhr, mit Gottesdienst, Ansprache des Landesvorsitzenden, Ansprache des Kulturreferenten, Vorträge von Frauen der Landesgruppe. Gegen 12 Uhr, Mittagessen mit musikalischer Unterhaltung. Ab 14.30 Uhr, Auftritt der Tanzgruppe „Elch“. Gegen 15 Uhr, Kaffee und Kuchen. Das Abendessen (Hausmacher Wurstplatte) ist für 18 Uhr vorgesehen. Es sind alle Mitglieder und deren Familienmitglieder recht herzlich eingeladen. Gäste sind herzlich willkommen. Über eine Kuchenspende würden wir uns sehr freuen. Bitte bringen Sie ihr Eßbesteck mit.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – Mittwoch, 4. Oktober, 10.30 Uhr, Treffen in der Heimatstube Agnes Miegel. Herr Börner vom Schriftstellerverband in Chemnitz spricht über sein erstes Buch „Spielgeil“ über Sucht und ihre Folgen. – „Konservierung der Lebensmittel von damals und heute“, zu diesem Thema hielt Frau Bohn einen interessanten Vortrag. Es waren viele interessierte Landsleute und Gäste erschienen. Hannelore Kedzierski, Kulturbeauftragte der Landesgruppe, begrüßte alle herzlich. Der Landesvorsitzende Erwin Kühnappel und seine Gattin Ingrid beteiligten sich aktiv an den Vorbereitungen zu jeder Veranstaltung. Für diese Hilfsbereitschaft einen besonderen Dank. Die Referentin schilderte, wie man aus dem Reichtum der Natur die jeweiligen Kräuter und Früchte auf ganz natürliche Weise konservieren kann. Anschauungsmittel hatte sie dazu reichlich mitgebracht viele Kräuter aus dem Garten, wie zum Beispiel Dill, Petersilie, Kerbel, Bärlauch, Knoblauch, Wermut, Zitronenmelisse und noch vieles mehr. Verschiedene Sorten von selbstgemachter Marmelade aus Hagebutten, Erdbeeren, Schlehen, Holunder durften die Teilnehmer auf frischen selbstgebackenen Brötchen probieren. Noch deutlicher machte Frau Bohn ihre Ausführungen mit Unterstützung des Buches „Großvaters beste Gartentips von A–Z“ von der Schriftstellerin Ursula Kopp. Es wurden Vergleiche angestellt bei der Erhaltung der Lebensmittel von damals und heute. Naturbelassen ohne Chemie, darauf kommt man wieder zurück. Vorbildlich hatte die Referentin sich vorbereitet. Dafür herzlichen Dank.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 13. September, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 11. September, 14 Uhr, „Tag der Heimat“ im „Krötenhof“.

Magdeburg – Dienstag, 5. Sep-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Tausche Martin gegen Werner

Aus kleinen Dingen können große Geschichten erwachsen

Von FRIEDA-LOUISE DRENT

Sie war nicht darauf vorbereitet, ihren Exmann bei diesem Konzert zu sehen. Einen Augenblick lang nahm es ihr den Atem, doch dann versuchte sie, ihn einfach zu ignorieren. Ihre Freude an den musikalischen Darbietungen war jedoch dahin. Was machte er hier? Er war doch nach München gezogen, damals, mit seiner neuen. War sie etwa auch hier? Susanne wagte es nicht, sich eingehend umzuschauen. Sie hatte aber dauernd das Gefühl, daß er sie anstarrte. In der Pause versuchte sie, ihm auszuweichen, aber offensichtlich war er darauf

»Sei doch nicht so bitter«

aus, sie anzusprechen. Trotz ihrer abweisenden Haltung erzählte er ihr, daß er sich von seiner neuen Freundin getrennt habe und jetzt definitiv zurückgekehrt sei. Dabei sah er sie an, als ob er darauf wartete, daß sie ihm vor lauter Freude um den Hals fallen würde! Susanne hingegen verspürte alles andere als Freude und wollte sich nach einem kurzen Gruß entfernen.

„So warte doch! Wollen wir nicht ein bißchen plaudern? Wie geht es dir denn so?“

„Ehrlich gesagt wüßte ich nicht, was wir noch zu plaudern hätten!“

„Na hör mal! Immerhin waren wir 18 Jahre verheiratet!“

„Ach, jetzt auf einmal spielt das wieder eine Rolle? Wenn ich mich recht entsinne, gab es da eine Zeit, wo dir das völlig egal war!“

„Sei doch nicht so bitter!“

„Ich bin überhaupt nicht bitter! Ich habe nur keine Lust, die Vergangenheit wieder aufzuwärmen. Ich habe damit abgeschlossen, und zwar endgültig. Nimm das bitte zur Kenntnis!“

Der Gong, der das Ende der Pause ankündigte, erlöste sie aus dieser unangenehmen Unterhaltung. „Es geht weiter. Nun denn, tschüs. Martin!“

Schnell entfernte sie sich.

„Darf ich dich mal anrufen?“ Sie tat, als hörte sie ihn nicht mehr.

Wie Susanne befürchtet hatte, bedrängte Martin sie in den nächsten Tagen unaufhörlich mit Anrufen und einmal stand er sogar mit einem riesigen Blumenstrauß vor ihrer Tür. Sie öffnete nicht. Anscheinend war er fest entschlossen, sich sein altes ‚Spielzeug‘ zurückzuholen, jetzt, wo ihm das neue abhanden gekommen war. Aber Susanne war nicht willig, auf seine Avancen einzugehen. Sie mußte handeln!

„Jetzt hör mir mal gut zu! Ich will nicht, daß du mich fortwährend anrufst. Ich möchte mit dir nichts mehr zu schaffen haben! Habe ich mich jetzt klar genug ausgedrückt? Außerdem habe ich längst einen neuen Freund, mit dem ich sehr glücklich bin!“

Darauf war er wohl nicht vorbereitet. Auf die Idee, daß es für Susanne nach ihm einen anderen Mann geben könnte, wäre er nie gekommen!

Natürlich war es ihr klar, daß Martin ihr das nicht ohne weiteres abnehmen würde, und da weitere ‚zufällige‘ Begegnungen in ihrer kleinen Stadt nicht auszuschließen waren, mußte Susanne sich in der nächsten Zeit wohl oder übel mit ihrem erfundenen Freund in der Öffentlichkeit zeigen.

„Gibt es denn in deiner Klinik keinen geeigneten Kandidaten, den du bitten könntest, diese Rolle zu spielen?“ fragte ihre beste Freundin, mit der sie diese heikle Angelegenheit besprach. „Da laufen doch bestimmt ein paar nette Jungs herum!“

„Na, ich weiß nicht ... Das ist mir doch zu peinlich! Außerdem sind die doch alle in festen Händen, die werden sich hüten! Allerdings ... Werner ist Witwer ... Aber nein, den frag' ich nicht! Das ist ein so liebenswerter, feiner Mensch. Dem kann ich doch sowas Verrücktes nicht zumuten!“

Beim nächsten Theaterbesuch traf sie diesen Werner zufällig bei der Garderobe. Sie unterhielten sich gerade sehr angeregt, als Susanne zu ihrem Schreck Martin schnurstracks auf sie zukommen sah.

Ehe sie sich ihrer Handlung richtig bewußt wurde, stellte sie ihm Werner Kirchhoff als ihren Freund vor, der Gott sei Dank sehr schnell reagierte, sich seine Überraschung nicht anmerken ließ und das Spiel sofort mitspielte. Er schien sogar amüsiert zu sein.

Martin hingegen konnte seinen Ärger kaum verbergen. War es also doch wahr!

Er murmelte ein paar Floskeln und entfernte sich dann so schnell wie möglich.

Der Helfer in der Not

Er war so wütend, daß er überhaupt nicht mehr in der Stimmung war, sich mit einem Theaterstück zu beschäftigen. Stattdessen verließ er das Theater, um irgendwo seinen Ärger hinunterzuspülen.

Das paßte übrigens gut, denn so bekam er nicht mit, daß Susanne und Werner gar nicht nebeneinander saßen.

Werner nahm die Sache zu Susannes Erleichterung mit Humor und erklärte sich spontan bereit, diese Rolle auch weiterhin zu spielen. „Solange wie nötig, versteht sich!“ fügte er etwas verschmitzt hinzu. Seinen – wie sie meinte – etwas merkwürdigen Gesichtsausdruck wußte sie dabei nicht recht zu deuten; wie sie sich auch über ihre eigenen Gefühle in diesem Augenblick nicht ganz im Klaren war.

Unverhofft kommt oft

Schon bald hatte Susanne sich so sehr an Werner und an ihre gemeinsamen Unternehmungen gewöhnt, daß es ihr zunächst gar nicht auffiel, daß sie schon seit mehreren Wochen nicht mehr auf ihren Verflossenen gestoßen waren. Aber das war eigentlich der Sinn ihrer Aktionen war... Erst als ihre Freundin sie darauf ansprach, kam ihr diese Tatsache richtig zum Bewußtsein.

Dann gab es ja eigentlich gar keinen Grund mehr, daß sie weiter ... Sie stellte fest, daß ihr die gemeinsamen Stunden mit Werner unentbehrlich geworden waren. Aber ob er genauso empfand? Sie mochte gar nicht daran denken, daß die schöne Zeit jetzt vielleicht vorbei sein sollte. Was sie nicht mehr für möglich gehalten hatte, war eingetroffen! Sie hatte sich verliebt!

Ein ernsthaftes Gespräch war wohl dennoch angesagt, und diese Voraussicht machte sie ganz nervös.

Dieses Gespräch sollte jedoch ganz anders verlaufen als Susanne befürchtet hatte: Es führte nämlich direkt zu ihrer Verlobung!

Woher komme ich?

Auf den Spuren der eigenen Geschichte

Wie kam es, daß wir weder in Zittau noch in Zürich, sondern in Gobabis geboren wurden und auf einer Farm in Friedland aufwuchsen!“ Diese Frage stellt Richard Helm zu Beginn seines Buches „Zwischen Ankunft und Abschied – Einige Begebenheiten aus dem ehemaligen Südwest Afrika“, um die Geschichte zu erzählen, was seinen deutschen Vater Paul Helm dazu brachte, sein Glück auf einem anderen Kontinent zu suchen und mitten in der Wildnis eine Familie zu gründen. Anhand der Briefe von Paul Helm an seine in Deutschland verbliebene Mutter und seine Geschwister erfährt der Leser zahlreiche Informationen eines Zeitzeugen. Wie war die Überfahrt, die Ankunft, wie sahen die Orte aus, wie war das Zusammenleben mit anderen Weißen und den Schwarzen, was gab es für Besonderheiten, wie verdiente man sich seinen Lebensunterhalt; Paul Helm schilderte sein Leben sehr anschaulich. Aus dem kränklichen Mann wurde ein Abenteurer, der sich allerdings seine Abenteuer mit Hilfe des Geldes seiner Familie finanzierte.

Farmkauf, Brunnenbau, entlaufenes Vieh, verstorbenes Vieh, schlechte Preise; Paul Helm braucht einige Jahre bis er finanziell auf eigenen Beinen steht. Seine Schwester bittet er sogar, ihm eine Frau zu besorgen, was dann auch gelingt. Hiermit bricht der Briefwechsel ab, über das Zueinanderfinden der sich zuvor nie gesehenen Angetrauten wird nicht berichtet. Es folgt eine anekdotische Begebenheit mit Eingeborenen und dann berichtet der Autor über seine eigene Kinderzeit. Alltägliche Schilderungen über die Tierwelt, das Pfadfinderdasein und ähnliche Kindheitserlebnisse werden abrupt beendet durch Kriegserlebnisse, Ereignisse im südafrikanischen Konzentrationslager und Abschied von Südwest.

Richard Helm: „Zwischen Ankunft und Abschied – Einige Begebenheiten aus dem ehemaligen Südwest Afrika“, Kolb Verlag, Mannheim, broschiert, 364 Seiten, 22 Euro, Best.-Nr. 5710

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung auf Seite 18

tember, 16.30 Uhr, Vorstandsberatungen.

Osterburg – Das Sommerfest der Gruppe und des BdV war sehr gut besucht. 400 Teilnehmer waren in den Park des Gutshofes Büttnershof gekommen. Unter den Gästen auch ein Mitglied des Bundestages, Dr. Hans-Heinrich Jordan (CDU) und die stellvertretende Landrätin Annemarie Thiel. Der Vorsitzende des BdV im Landkreis Stendal, Hartwig v. Bach, begrüßte die Landsleute im Namen aller Vorstände. Die Totenehrung wurde von Wolfram Schaar durchgeführt. Der Vorsitzende der Gruppe Osterburg, Joachim-Hans Domscheit, erinnerte mit seinen Worten an die Heimat und die grauenhafte Flucht und Vertreibung. Mahnende Worte auch von Dr. Jordan, er erinnerte an den Mauerbau am 13. August 1961. Auch verwies er auf das Engagement der Präsidentin des „Bundes der Vertriebenen“, Erika Steinbach, für die Einrichtung eines „Zentrums gegen Vertreibungen“. Eine Überraschung gab es auch noch, Walburg Tiemann erhielt die Ehrennadel in Silber. Viele brachten ihre Freunde und Bekannten zum Sommerfest mit, und bei fröhlichem Plausch und guter Unterhaltung verging die Zeit viel zu schnell. Für die musikalische Gestaltung sorgten die Osterburger Blasmusikanten und das Personal um Bernd Prüfert versorgte die Gäste mit Kaffee, Kuchen und Steaks.

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist ILIAS. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
I	L	A	S									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

5	1	6	7	8		9	10	4	11	12	3	6	13		14		13	10	5	3	15
1		1		12	5	1	4	6	13		5		8	11	16	1		8	1	17	
10	2	17	1	8		4	11	3	8	18	18	1	19		3	5	3	2	4	8	8
	20		7	16	21	3		2		3		5	8	9	2	1	7		4		17
8	5	19	10		16		18	3	4	4	3	1		10		4	10	2	1	17	8
	1		22	3	5	21	8		3	8	13	22	8	2	22		22		19		2
3	7	11	8		19		18	8	11	5	10		18		8	4	11	8		9	
						15	8	1	11		1 I	2 L	1 I	3 A	4 S		10	5	19	3	22
						3	2	2	8	4		8	5	22	11	8		21		7	
						16		21	2	10	4	4		22		5	8	1	18	8	22
						21	2	10	22	17		8	2	8	22	17		22	10	11	8
						8		11		3	16	5	3		16	22	10		22		21
						5	1	8	17		5		19	16	5	16		9	3	11	8
							23		3	21	1	11	16	5		4	9	1	11	3	2
						24	3	8	13		19		22	3	4	4		8		25	
						3	22	19	8	2		5	8	22	10		10	5	19	1	8
						26		3	5	10	4	3		16	12	8	5		8		11
						3	3	2		21		13	3	4	11		11	10	22	19	3

Zahlen-Kreuzwort:

So ist's richtig:

RICKE■POSTFACH■Q■HORAZ
I■I■FRISCH■R■ETUI■EID■
OLDIE■STAEMMIG■ARALSEE
■Y■KUBA■L■A■REPLIK■S■D
ERGO■U■MASSAI■O■SOLIDE
■I■NARBE■AEHNELN■N■G■L
AKTE■G■METRO■M■ESTE■P■
ZEIT■ILIAS■ORGAN
ALLES■ERNTE■B■K■
U■BLOSS■N■REIMEN
BLOND■ELEND■NOTE
E■T■AURA■UNO■N■B
RIED■R■GURU■PATE
■W■ABITUR■SPITAL
JAEH■G■NASS■E■X■
ANGEL■RENO■ORGIE
V■AROSA■UFER■E■T
AAL■B■HAST■TONGA

Schüttelrätsel:

■■A■■A■■■■
STECKRUEBE
■ETTAL■RAD
■LN■LENORE
KLACKS■SIR

Brückenrätsel: 1. Disziplin, 2. Fenster, 3. Sprossen, 4. Erzeuger, 5. Polizei, 6. Schnitzel, 7. Tennis – Insulin

Magisch: 1. Zweifel, 2. Dialekt, 3. Lenkung

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

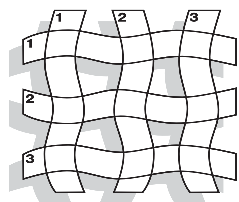
BCEE EKRS TU	ELLT		AAENT	AKKL		AELRS	EORS	ABIR	DEER
AELTT						ADR			
ACKK LS			EELN OR						
						IRS			

Brückenrätsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Hormon der Bauchspeicheldrüse.

1	SELBST										LOS
2	SCHAU										BRETT
3	SOMMER										WAND
4	STROM										PREIS
5	SCHUTZ										STUNDE
6	JAEGER										JAGD
7	TISCH										ARM

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Bedenken, Ungewissheit,
2 Mundart,
3 Vorrichtung zum Steuern

Aus für die »Blutpumpe«

Vor 90 Jahren ließ die Oberste Heeresleitung den Angriff auf Verdun einstellen

Von Jan Heitmann

Auf den Schlachtfeldern von Verdun finden die Toten keine Ruhe. Täglich dringen dort aus der Erde Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe". Das, was Erich Kästner in seinem Gedicht „Verdun, viele Jahre später" beschrieb, ist auch heute noch Wirklichkeit. Die Opfer der größten Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte sind so zahlreich, daß sie nie alle bestattet sein werden. Bei jeder Grabung, bei jeder Bahn, die der Pflug durch das Feld zieht, kommen die sterblichen Überreste derjenigen zu Tage, welche die „Blutmühle an der Maas" nicht überlebt haben. Verdun – gewaltigstes Schlachthaus des Ersten Weltkrieges, Synonym für sinnloses Blutvergießen und die verfehlte Strategie des Stellungskrieges. Vor 90 Jahren befahl die Oberste Heeresleitung die Einstellung des Angriffs auf die Festung.



Soldaten im Kampf um Verdun: Dabeigewesene berichten, es war die Hölle. Foto: pa

Jahreswechsel 1915/16 – die Hoffnung auf eine schnelle Beendigung des Krieges hat sich nicht erfüllt. Die deutschen Militärs hatten sich der trügerischen Hoffnung hingegeben, den Gegner in einer Reihe schnell geführter, existentieller Schlachten besiegen zu können. Der anfangs dynamische Feldzug ist in einem Stellungskampf erstarrt. Das komplexe Grabensystem reicht von der Nordseeküste bis zur Schweizer Grenze. Die Folgen des „Dramas an der Marne" erfordern eine neue Strategie. General Erich von Falkenhayn, früherer preußischer Kriegsminister und seit November 1914 Generalstabschef, will durch eine Großoffensive eine Wende an der Westfront herbeiführen. Sein Operationsziel für 1916: Angriff auf den Festungsgürtel von Verdun, das Bollwerk Frankreichs gegen den deutschen Erbfeind. Dort sollen die Franzosen durch den dosierten Einsatz eigener Kräfte gebunden und in einer stationären und räumlich begrenzten Schlacht zermürbt und abgenutzt werden. So will ihnen Falkenhayn, der für seine starken Nerven ebenso bekannt ist wie für seinen Mangel an operativer Phantasie, an entscheidender Stelle schweren Schaden und einen irreversiblen Prestigeverlust zufügen. Mit anderen Worten: Er will bei den Franzosen die „Blutpumpe" ansetzen. Die Generalität bleibt skeptisch, hält den eigenen Kräfteansatz und die Erfolgsaussichten für zu gering. Doch der Generalstabschef kann den Kaiser überzeugen. Sein Argument: Hinter der französischen Front gäbe es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen sei, den letzten Mann einzusetzen. Tue sie es, so würden sich Frankreichs Kräfte hier verbluten. „Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung ungeheuer sein", schließt er seine Ausführungen, mit denen er dem Kaiser den Angriffsbefehl abringt.

Am 21. Februar 1916 ist es soweit. Um 8.12 Uhr feuert ein 38-Zentimeter-Geschütz den ersten Schuß auf das 13 Kilometer entfernte Verdun. Es folgt ein neunstündiges Artilleriefeuer von beispielloser Intensität. Doch der anschließende Großangriff bleibt schon im Vorfeld der Stadt liegen. Die Franzosen leisten erbitterten Widerstand, schießen massives Sperrfeuer und fügen dem Angreifer auf breiter Front schwere Verluste zu. Erst am dritten Tag können die deutschen Angriffsspitzen die vorderste feindliche Stellung nehmen, am vierten Tag die zweite. Am 25. Februar gelingt ein Erfolg über das Tagesziel hinaus: Eine Gruppe deutscher Infanteristen erstürmt das große Fort Douaumont, noch während eigenes Artilleriefeuer auf der Kuppel liegt. Die unerwartete Eroberung wird in Deutschland als großer Sieg gefeiert, doch bleibt sie ohne operative Bedeutung.



Erich von Falkenhayn

Jetzt wäre die Gelegenheit, zur Stadt Verdun durchzustoßen. Die Franzosen geben die Festung schon verloren und bereiten die Räumung des rechten Maasufers vor. Falkenhayn aber verweigert die Zuführung von Reserven. Dem deutschen Generalstabschef kommt es nicht auf einen schnellen Geländegewinn an, sondern auf ein Ausbluten des Feindes unter einer Feuerwalze. So erlahmt der deutsche Angriffsschwung, während sich der Widerstand der Franzosen verstärkt. Der zähe Defensivstratege Philippe Pétain übernimmt das Kommando, rettet die wankende Front und gibt seinen Truppen neues Selbstvertrauen.

Am 6. März dehnt die deutsche 5. Armee die Offensive auf das westliche Maasufer aus, von wo aus die Verteidiger die Deutschen ungehindert beschießen. Ziel sind die wichtigen Höhen 304 und „Toter Mann". Auch hier kommt der Angriff nach Anfangserfolgen zum Stehen. Die Einnahme des „Toten Mannes" gelingt erst am 20. Mai.

Nun beginnt die Front auch vor Verdun im Stellungskrieg zu erstarren. Falkenhayns Abnutzungsstrategie beginnt sich gegen den Angreifer zu richten. Die „Hölle von Verdun" tut sich auf. Angriffe und Gegenangriffe, Geländegewinne und Geländeverluste halten sich die Waage. Das Schlachtfeld erweist sich als Faß ohne Boden, das alle personellen und materiellen Reserven verschlingt. Millionen von Granaten regnen herab – eine pro Quadratzentimeter! Das Leben in den Gräben ist fürchterlich. Der andauernde Beschuß, Versorgungsschwierigkeiten und schlechtes Wetter verlangen den Soldaten beider Seiten alles ab. Verwundung, Tod, Hunger, Durst, Nässe, Erschöpfung und Angst bestimmen den Frontalltag. In dieser Schlacht offenbart sich erstmals der industrielle Charakter des modernen Krieges. Sie bringt auf deutscher Seite einen neuen Soldatentypus hervor. Geprägt von grimmiger Sachlichkeit und militärischer Professionalität, tapfer und leidensfähig, aber seiner patriotischen Leidenschaften und seines heldischen Tatwillens beraubt, gibt es für ihn nur noch einen Gedanken: Überleben.

In der deutschen Generalität mehren sich die Zweifel am Sinn dieser Operation. Falkenhayn aber hält am Dogma der Vernichtungsschlacht fest. So geht das Sterben weiter. Angriff und Verteidigung werden immer verzweifelter. Gelegentlich gibt es noch deutsche Teilerfolge wie die Einnahme des Forts Vaux am 7. Juni und den Angriff auf dem Ostufer mit der Einnahme von Thiaumont und Fleury, das in den folgenden sechs Monaten noch 16mal den Besitzer wechselt. Die Offensive vom 11. Juli führt die Deutschen erstmals bis nahe an die Mauern der Stadt Verdun, sie nehmen das Fort Souville.

Am 24. Juni starten britische und französische Truppen eine große Entlastungsoffensive an der Somme. Die Oberste Heeresleitung zieht Truppen dorthin ab und verstärkt die Ostfront, wo die russische Brussilow-Offensive die österreichischen Linien durchbrochen hat. Der Kampf um Verdun aber geht trotzdem mit unverminderter Intensität weiter. Erst am 15. August räumt Falkenhayn ein, daß die Schlacht verloren ist und zieht ihren Abbruch in Erwägung, da „Sparsamkeit in der Ausgabe von Menschen und Munition" geboten sei. Sein strategischer Irrtum kostet ihn Amt und Reputation. Am 29. August wird der Generalstabschef entlassen.

Durch dieses Revirement an der militärischen Führungsspitze wird die deutsche Kriegsführung in die Hände des Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg und seines Generalquartiermeisters Erich Ludendorff gelegt, jenes militärisch überaus befähigten Duos, das sich von tradierten strategischen Vorstellungen freizumachen versteht. Sie leiten die Abkehr von der von Falkenhayn propagierten Ermattungsstrategie ein. Zugleich tritt eine Wendung im Verhältnis zwischen militärischer und politischer Führung ein, in dem das Militär die dominierende Rolle zu übernehmen beginnt. Am 2. September gibt die Oberste Heeresleitung den Befehl zur Einstellung des Angriffes auf Verdun. Da sind die deutschen Truppen bereits auf ihre Ausgangsstellungen vom Februar zurückgedrängt. Damit ist der von Falkenhayn unter dem Eindruck des Verlustes der deutschen Offensivfähigkeit initiierte Versuch, numerisch als Sieger aus einem Stellungskrieg hervorzugehen, endgültig gescheitert.

Der Kampf um Verdun aber ist noch nicht vorbei. Bis Ende des Jahres setzen die Franzosen ihre Gegenoffensive fort, erst dann stellen auch sie die Angriffe in diesem Frontabschnitt ein. Für die nächsten zwei Jahre liegen sich die Gegner im statischen Grabenkrieg gegenüber.

Erst das Kriegsende beendet die Kampfhandlungen bei Verdun. Es gibt keinen Sieger und keinen Besiegten. Weder der Angreifer noch der Verteidiger kann einen strategischen Erfolg verbuchen. Der Hauptkampf vor Verdun hat mehr als 30 Wochen getobt. Genaue Opferzahlen gibt es nicht. Falkenhayns Plan vom Ausbluten des Feindes, dieses Wagnis zur Rettung aus einer verfahrenen militärischen Lage, hat etwa eine halbe Million Gefallene und mehrere Millionen Verwundete auf beiden Seiten gefordert – mehr als 1000 Tote pro Quadratkilometer Schlachtfeld.

Die Schlacht von Verdun bedeutet eine tiefe Zäsur in der Geschichte des Ersten Weltkrieges. Die Leistungs- und Leidensfähigkeit der deutschen Soldaten ist erschöpft, die infanteristische Kampfkraft des deutschen Heeres geschwunden. Dies bringt dem Reich den endgültigen Verlust der strategischen Initiative. Die moralischen Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung sind ähnlich. Die sittliche Kraft, der innere Zusammenhalt und der Kampfgeist der Menschen haben ernsten Schaden genommen und sind einer allgemeinen Apathie und dumpfem Pessimismus gewichen, die einen lähmenden Einfluß bekommen. Was folgt, ist ein langer und zermürbender Kampf, der die wirtschaftliche und militärische Macht Deutschlands am Ende zerbricht und das Kaiserreich stürzen läßt.

Paul von Hindenburg



»Dieses Haus bleibt uns ein fremdes Haus«

So hatte sich der Koadjutorbischof der Diözese Meißen, Dr. Otto Spülbeck (1904–1970), den Besuch in seiner rheinischen Heimatpfarrei St. Josef in Aachen nicht vorgestellt. Als er dort am 5. September 1956 die Kanzel betrat, sah er sich veranlaßt, eine Beschwichtigungspredigt zu halten, um die gegen ihn aufgebrachten DDR-Machthaber und die zu einer Kampagne ansetzenden DDR-Massenmedien zu beruhigen.

Anlaß für diese Aufregung, die erst vor dem Hintergrund des Kalten Krieges recht verständlich wird, war eine Predigt, die Spülbeck vier Tage zuvor beim Deutschen Katholikentag in Köln gehalten hatte. Zwei Stasi-Offiziere, denen die Überwachung der mitteldeutschen Katholikentagsteilnehmer oblegen hatte, hatten dem Zentralkomitee der SED sofort nach der Kölner Predigt berichtetet: „Die Rede Spülbecks ist eine eindeutig klare Ablehnung einer Loyalitätserklärung ... und eine Bejahung des politischen Systems der Bundesrepublik." Der Bischof also ein Staatsfeind!

Spülbeck hatte in seine Predigt ein fiktives Gespräch mit einem DDR-Minister eingebaut: „Herr Minister, Sie sind Marxist. Ich bin katholischer Christ. Wir haben daher in weltanschaulicher Beziehung nichts miteinander gemein. Es gibt keine Brücke von Ihnen zu uns. Aber wir leben in einem Haus, dessen Grundfesten wir nicht gebaut haben, dessen ragende Fundamente wir sogar für falsch halten. Und wenn wir jetzt in diesem Haus miteinander leben, so kann unser Gespräch nur bedeuten – ... wer macht in diesem Haus die Treppe sauber? ... Dieses Haus bleibt uns ein fremdes Haus. Wir leben nicht nur kirchlich in der Diaspora, sondern auch staatlich."



Otto Spülbeck Foto: Archiv

Kein Wunder, daß die DDR-Presse wegen dieser klaren weltanschaulichen Abgrenzung gegen den Bischof polemisierte. Daher brachte Spülbeck nun am 5. September in Aachen Klarstellungen, die schädliche Folgen für die an sich schon schwierige Lage der katholischen Kirche in der DDR abwehren sollten. Er habe die Kölner Predigt nicht als Politiker gehalten. Das Bild vom „fremden Haus" sei mißdeutet worden: „Mit diesen Darlegungen möchte ich unter keinen Umständen erklären, daß mit dem hiesigen Haus [Bundesrepublik Deutschland] alles in Ordnung sei. Ich bin Bewohner der DDR und spreche über das, was ich kenne. Die hiesigen Verhältnisse kann ich nicht beurteilen."

Letzteres war eine Untertreibung, denn der gebürtige Rheinländer Spülbeck lebte zwar seit 1930 in Mitteldeutschland, hatte aber genügend Kenntnisse, um über die Zustände in Westdeutschland urteilen zu können. Ihm kam es hier darauf an, sein Fazit glaubhaft erscheinen zu lassen: „Wir sind keine Staatsfeinde."

Der Versuch blieb jedoch vergebens. Das DDR-Regime hat ihm seine mutige Kritik nie verziehen.

Manfred Müller



In den Händen weniger

Gerhard Konzelmann über die Vernetzungen der Öl-Konzerne

Gerhard Konzelmann ist wohl einer der mit am häufigsten bemühten Nahost-Experten in Deutschland. Der einstige Arabien-Korrespondent der ARD hat sich zum Fachmann für Politik, Religion und Wirtschaft des Nahen Ostens entwickelt. Seit den Anschlägen vom 11. September 2001 ist das Interesse für sein Fachgebiet rasant gestiegen, genauso wie Konzelmanns Publikationsliste. Seit 2002 hat er jedes Jahr ein Buch zu dem Themenbereich herausgegeben. „Öl und Gas – Im Netz der Konzerne“ heißt das diesjährige. Hierin schildert der 1932 Geborene von der Entdeckung der ersten Ölquelle bis zu den Querelen der Gegenwart um das schwarze Gold allerlei Informatives, Interessantes, Erschreckendes und auch Ermüdendes. Ermüdend deswegen, weil Konzelmann manchmal zu Wiederholungen neigt. Da der Autor das Buch nach Themenkomplexen gegliedert hat, kommt der eine oder andere Aspekt mehrfach vor. So sind die aktuellen Entwicklungen im Iran in der Einleitung sowie in den Kapiteln „Iran“, „Öl als Macht“ und „Öl als Waffe“ aufgezeigt.

Besonders gut gelungen ist Konzelmann die Entstehung der Erdölkonzerne, ihre Anfangsprobleme, ihre Niederlagen, ihre Stärken, ihre Interessen und ihr Markt. Je dichter der Autor jedoch an die Gegenwart kommt, um so komplizierter wird es auch für ihn, aus dem Geflecht der vielen Nachrichten wesentliches vom unwesentlichen zu trennen.

Sehr interessant ist jedoch die Entwicklung des Ölpreises.

Die Vorstellung, daß man in den 80er Jahren fürchtete, der Ölpreis könnte auf 5 US-Dollar pro Barrel sinken, ist angesichts des jetzigen Preises von derzeit gut 70 US-Dollar pro Barrel durchaus eher amüsant. Weniger amüsant ist, welche Macht und welchen Einfluß das Öl Menschen und Regierungen verleiht.

Eine Schwäche des Buches ist es, daß der Autor zwar immer wieder Fotos beschreibt, die er in diesem Zusammenhang vor dem inneren Auge hat, diese aber leider nicht mitveröffentlicht sind. Auch wäre es hilfreich gewesen, außer der großen Weltkarte am Anfang auch mehrere kleine Regionalkarten sowie Graphiken beispielsweise über die Entwicklung des Ölpreises beizufügen. *R. Bellano*

***Gerhard Konzelmann: „Öl und Gas – Im Netz der Konzerne“**, Herbig, München 2006, geb., 346 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5708*

Steife Brise

Dunkles Geheimnis auf Föhr

Anselm hat schon lange seine Heimat, die Insel Föhr, nicht mehr aufgesucht. Während er an seiner Doktorarbeit über Oluf Braren, ein autodidaktes Malergenie, schreibt, dessen wenige Werke längst zu begehrten Sammlerstücken geworden sind, erhält er die Nachricht, daß ein Fragment eines Braren-Meisterwerkes „Der stillen Hochzeit“ auf Föhr wieder aufgetaucht sein soll.

Unverzüglich macht sich Anselm auf den Weg auf die Insel zu seinen verschlossenen eigenbrötlerischen Bewohnern. „Endlos wand sich die Landstraße, dem Verlauf der Küste folgend, nach Norden. Rechter Hand erstreckte sich die dämmerige Marsch, zur Linken begleitete ihn der Deich, in dessen Windschatten er fuhr. Durch das gleichförmige Rauschen der Fahrt glaubte er, das Tosen der See zu hören, gelbgraue Wellen, die unaufhörlich das Ufer hinaufschlugen.“

Kurz nachdem Anselm, dank seines alten Freundes Jahn, einen Blick auf das Bildfragment hat werfen dürfen, wird es unter mysteriösen Umständen gestohlen. Doch warum will niemand über das plötzlich Verschwinden des Bildes sprechen, und aus welchem Grunde besteht die Antwort auf die Frage nach dem Verbleib von Göntje Riewerts nur aus betretenem Schweigen? Fragen über Fragen. Fast scheint es Anselm, als wollten die Inselbewohner ein dunkles Geheimnis bewahren, ein Geheimnis, welches in direktem Zusammenhang mit „Der Stillen Hochzeit“ zu stehen scheint.

Parallel berichtet der Autor Olaf Schmidt in „Friesenblut“ mal in der Gegenwart über Anselms Vorankommen in seinen privaten Ermittlungen nach dem Verbleib des Bildfragmentes, mal in der Vergangenheit über das kärgliche Leben des Schulmeister und Malers Oluf Braren.

„‚Ich will Ihnen gestehen‘, fuhr Braren fort, ‚daß ich, so sehr ich das Geschwätz über Wiedergänger und dergleichen verachte, nicht leugnen kann, daß etwa ein wahrer Kern darin stecken mag. Sehen Sie, unser Haff ist einst festes Land gewesen mit Äckern und Feldern, Dörfern und Kirchen, vielleicht sogar Städten ... Wenn ich nun über diese Trümmer und Reste spaziere, kommt es mir bisweilen, sonderlich wenn der Nebel von See heraufzieht ... als seien all die Orte und Menschen, die dort einst gewesen, noch in irgendeiner unerklärlichen Weise vorhanden, ... als lebten sie unter uns, oder vielmehr, neben uns fort.‘ ... Oluf Braren sprach vollkommen ruhig, doch seine Augen glänzten fiebrig. Seine Haut erschien noch bleicher als zuvor, als gehörte er schon nicht mehr dieser Welt an. – Es war die Schwindsucht! Die Schwindsucht und die Einsamkeit. War er am Ende vom Wahnsinn ergriffen?“

„Friesenblut“ verbindet Geschichte mit Unterhaltung und hält den Leser bis zur letzten Seite in seinem Bann gefangen.

Außerdem macht der Roman richtig Lust auf einen Besuch auf der Insel Föhr. Der Leser schmeckt quasi schon die salzige Meeresluft auf der Zunge und spürt die steife Brise, die am Strand an seiner Jacke zerrt. *A. Ney*

***Olaf Schmidt: „Friesenblut“**, Eichborn Berlin, Frankfurt am Main 2006, geb., 271 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5707*



Herz und Schmerz

Ostpreußische Rittergutstochter findet im Kriegstrubel ihre große Liebe

Insterburg in Ostpreußen im Februar 1943: Vor Stalingrad ist die Deutsche Wehrmacht eingekesselt. Die Soldaten sterben zu Tausenden. Aus dem Osten treffen immer mehr Lazarettzüge mit verwundeten Soldaten ein. Die Amerikaner treten in den Krieg ein. Immer öfter werden die Großstädte im Deutschen Reich bombardiert, was die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt. Im Berliner Sportpalast brüllt Goebbels ins Mikrofon: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Ein tausendfaches Ja ist die Antwort. Das Deutsche Reich geht seinem Untergang entgegen. Vor diesem Hintergrund beginnt die leidenschaftliche Liebe zwischen Karen von Feerenholtz, der Tochter eines ostpreußischen Rittergutsbesitzers, und dem Feldunterarzt Hellmuth Borchers.

Die erste Begegnung verläuft dramatisch: Karen, die als Rote-Kreuz-Schwester arbeitet, will ihren verwundeten Bruder im Lazarett besuchen, doch Borchers, dem die junge Frau gefällt, erhebt Einwände: „Ich lasse Sie aber nicht allein durch die Nacht bei Glatteis, Schneetreiben und Nebel gehen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, Sie zu begleiten.“ Zum Dank lädt Karen Hellmuth schließlich auf ihr Familienschloß in Grossithen ein, und er erobert ihr Herz im Sturm. Durch Hellmuths natürliche Ausstrahlung, seinen süddeutschen Charme, seine Ritterlichkeit und Fürsorglichkeit wird er wie ein alter Freund in die Familie aufgenommen.

Karen möchte Bildhauerin werden und studiert in Königsberg Medizin, um den menschlichen Körper mit seinen Muskeln, Knochen und Gelenken verstehen zu können. Hellmuth reist, so oft er kann, zu seiner zauberhaften, liebenswerten Karen, und beide schweben auf der berühmten rosa Wolke. Während einer romantischen Wanderung an den Nixensee beschließen sie, sich zu verloben und in einem Jahr zu heiraten. Die Verlobung wird einer jener glanzvollen und denkwürdigen Familienfeiern, derer es in Grossithen in der Vergangenheit so viele gegeben hat.

Aber dann heißt es Abschied nehmen, Karens Vater und ihre zwei Brüder müssen an die Ostfront, Hellmuth mit seiner Lazaretteinheit nach Frankreich. Nach achtmonatiger amerikanischer Kriegsgefangenschaft kehrt er nach Kriegsende nach Deutschland zurück und erfährt, daß Karen spurlos verschwunden ist. Alles was er in Erfahrung bringen kann, ist, daß Karen in Graz von den Russen verhaftet worden ist.

Nach fast drei Jahren vergeblicher Suche nach seiner geliebten Karen heiratet Hellmuth schließlich eine junge Ärztin. Wenig später erhält er einen Brief von Karen. Er ist bis ins Innerste aufgewühlt und läuft kopflos durch die Straßen. Seine Karen hat ihn verstoßen ...

Dieser Roman von Horst Joachim Rheindorf ist eine große Liebesgeschichte mit einem romantisch-tragischen Hintergrund. Freunde von Liebesromanen werden mit diesem Buch, bei dem es um die lebenslange Liebe mit all ihren Irrungen und Wirrungen des Herzens geht, glänzend bedient.

Nach 500 Seiten wird man das Buch zufrieden und glücklich zuklappen, weil man miterleben darf, wie aus einem großen Unglück ein großes Glück wird. Da darf dann schon mal eine Träne kullern. *Barbara Mußfeldt*

***Horst Joachim Rheindorf: „Karen“**, Karin Fischer Verlag, Aachen 2006, 514 Seiten, geb., 26,40 Euro, Best.-Nr. 5706*



Liebeserklärung

Sylt-Bildband vom Königsberger Christian Papendick

Ein Mangel an Sylt-Büchern, besonders an Sylt-Bildbänden, besteht wahrlich nicht. Wenn der Architekt und *PAZ*-Autor Christian Papendick – einer breiteren Öffentlichkeit bereits durch seine Fotographien in dem Buch „Die Kurische Nehrung“ auch als Fotograf bekannt – nun mit einem weiteren Sylt-Bildband hervortritt, dann muß es dafür einen Grund geben.

Papendick, der morgen seinen 80. Geburtstag feiert, hat Sylt in den vergangenen Jahrzehnten unzählige Male besucht und diese Insel bis in die letzten Winkel durchstreift. Die Dünen und Dörfer, das Watt und die anbrandende Nordsee haben den gebürtigen Königsberger immer wieder an die unvergessene Kurische Nehrung erinnert, auf der er als Schüler vor und während des Krieges seine Ferien verbrachte und erste fotografische und malerische Gehversuche unternahm. Seit den 50er Jahren nun ist Sylt für ihn eine ähnlich faszinierende Landschaft geworden wie die über Jahrzehnte unerreichbare Kurische Nehrung. So wundert es nicht, daß der Augenmensch Papendick gar nicht anders konnte, als sich mit dieser vielgestaltigen Insel bildnerisch auseinanderzusetzen und ihre unvergleichliche Erscheinung in die Fotografie zu bannen.

Hier werden nicht wie in vielen schönen Bildbänden beziehungslos viele schöne Bilder in einem sterilen Ästhetizismus aneinandergereiht. Dieses Sylt-Buch hat einen roten Faden. Papendick nimmt den Leser an die Hand und führt ihn über die Insel. Das Sylt-Erlebnis beginnt bereits kurz hinter Hamburg. In seiner Texteinleitung begleitet er den Syltbesucher durch die Elbmarschen, die Kremper und Wilster Marsch, durch Dithmarschen und Eiderstedt. Der Reisende wird auf die herbe Schönheit der nordwestdeutschen Landschaft eingestimmt. Auch kurze Pausen in den alten Hafenstädten Tönning und Husum – mit Matjes- und Krabbenbrot – werden nicht vergessen.

Die Spannung auf Sylt steigt und erreicht ihren ersten Höhepunkt, wenn Papendick mit dem Leser über den Hindenburgdamm rollt und ihm seine Impressionen über das Wattenmeer und die Sylter Ostküste mitteilt – übrigens in einer Sprache, die seine Begeisterung für Nordfriesland und diese Insel verrät. Auf Sylt dann folgt das Buch einer klaren, nachvollziehbaren Gliederung. Es geht zuerst in den Süden, durch eine „wilde, fast unwirkliche Dünenlandschaft“ bis nach Hörnum und Hörnum-Odde – einem unbedingten „Muß auf der Insel“.

Zurück nach Norden verweilt Papendick zunächst in der herrlichen Strandlandschaft von „Sansibar“ und blickt auch in Herbert Secklers illustre Gourmetbar. Durch Rantum mit seinen in die Dünen geduckten Reetdachhäuser geht es dann in die Inselmetropole Westerland. Auf dem Weg von Wenningstedt über Kampen nach List beschäftigt er sich gleichermaßen gründlich mit den baulichen und landschaftlichen Höhepunkten. Das Haus von Kommandeur Hans Hansen Teunis und das Hotel „Strandhörn“, in dem Thomas Mann logierte, werden genauso gezeigt wie die „Sturmhaube“ oder die expressiv-abstrakten Strukturen des Roten Kliffs.

Auch in das prähistorische Ganggrab „Denghoog“ wird der Leser geführt. In List dann öffnet er ihm die Augen für die beispielhaft in die Landschaft eingefügten Reetdachhäuser der ehemaligen Wehrmachtssiedlung. Die Dünen des Listlandes und die Ödnis des Ellenbogens sind weitere fotografische, aber auch textliche Höhepunkte dieses Buches.

Im weiten Marschland“ um Archsum und Morsum im Osten der Insel endet das Buch, und das hat auch Logik. Denn hier verläßt der Sylt-Besucher die Insel und rollt wieder über den Hindenburgdamm zurück aufs Festland – nicht ohne, daß ihm Papendick noch ein paar Landschafts- und Wolkenbilder mit auf den Weg gibt. *A. L.*

***Christian Papendick: „Sylt – Insel zwischen Sturm und Stille“**, Husum Verlag, Husum, geb., 144 Seiten, 300 farbige Abbildungen, 39,95 Euro, Best.-Nr. 5705*



Loses Mundwerk

»Heimat können wir abhaken«, so Walter Kempowski

„Hamit – Tagebuch 1990“ heißt das aktuelle Buch des eigenwilligen Autors Walter Kempowski. „Hamit“? Nein, der Titel weist nicht auf einen Roman aus dem Orient hin, wie man vielleicht vermuten mag, sondern der Begriff ist deutsch. „Hamit“ sagen die alten Erzgebirgler, wenn sie von ihrer Heimat reden. Also erzählt uns der Autor von seiner vor Jahrzehnten verlassenen Heimat anhand seines Tagebuches von 1990? Ja – und nein!

Kurz nach dem Mauerfall fuhr der unermüdliche Archivar von fremden Lebensaufzeichnungen (unter der Bezeichnung „Echolot“ fragmentarisch veröffentlicht) auf den Spuren seiner eigenen Kindheit, in seine Heimat nach Rostock. Begleitet von seinem Bruder durchwanderte er die inzwischen sehr verfallene Stadt. Die nun veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen geben seine Eindrücke von damals wieder. Doch es sind keineswegs nur nüchterne Erlebnisaufzeichnungen. Kempowski, berühmt für seinen collageartigen Schreibstil, baut die verschiedensten Elemente in seine Tagesbeschreibungen ein. Kurze politische Nachrichtenmeldungen, sein Streß mit der Presse, neue Post für sein Archiv, Gesprächsthemen mit seiner Frau, Zitate berühmter Persönlichkeiten; was anfangs ein wenig sprunghaft wirken mag, vermittelt erst ein Gesamtbild von Kempowskis Umwelt, seiner „Hamit“. „Flauberts Briefe. Als die Preußen 1871 abgezogen sind, möchte er sein Haus am liebsten abbrennen, so eklig ist es ihm. Ein Toilletten-Necessaire haben sie ihm ‚stibitzt‘ und einen Karton Pfeifen. ‚Aber im ganzen haben sie kein Unheil angerichtet‘, schreibt er. – Gott sei Dank. Man würde sich heute noch schuldig fühlen.“

Noch zu DDR-Zeiten wird der umstrittene westdeutsche Schriftsteller jenseits seines alten Wirkungsfeldes herumgereicht. Kempowski, der acht Jahre in Bautzen einsaß, muß allerdings erleben, wie weder West noch Ost an einer Aufklärung der Untaten des DDR-Regimes interessiert sind. „Herr Lafontaine hat heute das Christentum mit dem Sozialismus verglichen. Man schaffe das Christentum ja auch nicht ab, trotz Kreuzzügen und Hexenverbrennung, warum als nicht einen neuen Anfang mit dem Sozialismus machen?“ Derartige Politikeräußerungen kann Kempowski gar nicht unkommentiert lassen. Auch Bemerkungen des damaligen niedersächsischen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder und der damaligen Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth lassen den 1929 geborenen Rostocker erschauern. Vor allem die Aussage Süßmuths, daß sie von allen geschichtlichen Gestalten am meisten Hitler und Stalin verachte, läßt der Intellektuelle nicht unkommentiert stehen. „Was haben die davon, wenn sie sie verachtet? Warum nennt sie nicht Krenz und Mielke? Die existieren doch noch.“ Schlußendlich bedauert Kempowski, daß die westlichen Sympathisanten des DDR-Regimes keine Parteiabzeichen getragen haben.

Schwungvoll läßt der in Norddeutschland eine neue Bleibe Gefundene das Wendejahr 1990 wieder auferstehen. Dabei erinnert er an längst vergessene, häufig skurrile Zwischenfälle und öffnet dem Leser die Augen für Dinge, für die er damals, als er mitten im Geschehen stand, blind war.

„Hamit“ wird nie anstrengend zu lesen, da der Autor immer wieder kleine Anekdoten aus seinem Beruf schildert und dabei durch sein sympathisches, loses Mundwerk begeistert. „Die Firma Faber-Castell bedankt sich, daß ich ihre Bleistifte im ‚Zeit‘-Magazin lobend erwähnt habe ... Sie hätten mir ruhig eine Schachtel Bleistifte schenken können. Für Geschenke bin ich immer zu haben.“

Das Buch endet Silvester 1990. „Heimat, theure Heimat, dir nur allein gilt all mein Sehnen, all mein Sein ...“, zitiert Kempowski. „Heimat können wir abhaken. Geblieben ist das Heimweh“, lautet sein ernüchterndes Fazit nach seinen Erlebnissen der vorausgegangenen 365 Tage. *Rebecca Bellano*

***Walter Kempowski: „Hamit – Tagebuch 1990“**, Knaus, München 2006, geb., 430 Seiten, 24,95 Euro, Best.-Nr. 5558*


Hans Bergner
Vom Ostpreußischen Bauernsohn zum Professor an der Humboldt- Universität
Geb., 466 Seiten
Best.-Nr.: 4318, € 33,80


Siegfried Obermeier
Verlorene Kindheit
Erinnerungen aus der Kriegszeit
Geb., 255 Seiten
Best.-Nr.: 5598, € 9,95


Hans Hermann Schlund (Hrsg.)
Schulerinnerungen aus Ostpreußen
Kart, 110 Seiten
Best.-Nr.: 5643, € 5,95


Luise und Hubertus Herz
Alles Erlebt, alles erlitten
Erinnerungen 1914-1960
Kart., 294 Seiten
Best.-Nr.: 2662, € 19,80


Gundel Paulsen (Hrsg.)
Kindheitserinnerungen aus Ostpreußen
Kart., 140 Seiten
Best.-Nr.: 5625, € 6,95

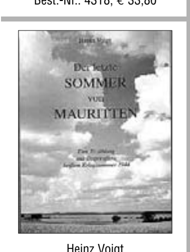
Flagge zeigen!




Ostpreußen-Fahne-Landsmannschaft
Maße 90x120 cm, Deko- Qualität
Best.-Nr.: 2093, € 14,00

Stadt- Königsberg-Fahne
Maße 90x120 cm, Deko- Qualität
Best.-Nr.: 5651, € 14,00

Provinz-Ostpreußen-Fahne
Maße 90x120 cm, Deko- Qualität
Best.-Nr.: 3990, € 14,00


Heinz Voigt
Der letzte Sommer von Mauritten
Ein Roman aus Ostpreußens heißem Kriegssommer 1944
Kart., 379 Seiten
Best.-Nr.: 3641, € 14,80


Günter Emanuel Baltuttis
Auf verlorenem Posten Ostpreußen 1944-45
Geb., 221 Seiten
Best.-Nr.: 5614, € 14,95


Ulla Lachauer
Land der vielen Himmel
Memelländischer Bilderbogen - Die Fotosammlung W. Engelhardt
Geb., 156 Seiten
Best.-Nr.: 2018, € 24,90

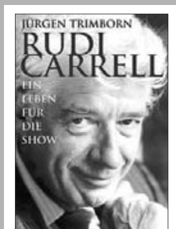

Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abbildungen
Best.-Nr.: 1211, € 14,95

Schulrat Meerkatz
Sagenbrunnen für Ostpreußen
„Da leuchteten die Augen vor Spannung; da röteten sich die Wangen; da lächelte der Mund Zustimmung; da ging ein Gruseln des Schrecklichen durch den Körper; aber es war schön, sehr schön!“ Alte Sagen aus Ostpreußen führen in das Zauberland der Kindheit und sind eine liebevolle Erinnerung an die Heimat. Aus 29 verschiedenen Orten Ostpreußens sind diese zauberhaften Erzählungen gesammelt und der Nachwelt bewahrt. Eine zauberhafte Reise ins alte Ostpreußen!




64 Seiten, Format: 14 x 21 cm, Reprint der Originalausgabe von 1924, 29 Sagen, 5 Abbildungen
Best.-Nr.: 4801, € 9,95


Heimatkunde des Memelgebietes
Geb., 116 Seiten, Format: 14 x 21 cm, Reprint der Originalausgabe von 1922, 58 Abbildungen
Best.-Nr.: 5208, € 14,95


Jürgen Trimborn
Rudi Carrell
Ein Leben für die Show
Die autorisierte Biographie.
Geb., 576 Seiten
Best.-Nr.: 5681, € 19,95

Buch der Woche

Olivier Roy
Der islamische Weg nach Westen
Globalisierung, Entwurzelung und Radikalisierung



Der terroristische Islamismus – eine Gewalt, die aus dem Westen kommt. - Olivier Roys international diskutiertes Buch, endlich auf Deutsch.
Nach den jüngsten Krawallen in Frankreich, den Bombenattentaten in London und der Ermordung des niederländischen Regisseurs Theo van Gogh stellt sich verschärft die Frage nach der Radikalisierung des Islam. Olivier Roy zeigt, dass alle Versuche, den Islam als eine »Gemeinschaft der Gläubigen« staatlich zu verankern, gescheitert sind. Doch der islamische Fundamentalismus findet in Europa täglich neue Anhänger. Von seinen kulturellen und regionalen Ursprüngen hat sich dieser globalisierte Islamismus längst entfernt. Er ist zu einem Phänomen junger Muslime geworden, die in zweiter Generation in Gesellschaften leben, in denen sie sich als Fremde fühlen. Ihre Forderungen nach einem reinen und authentischen Islam, sind jedoch Ausdruck einer westlich inspirierten, individuellen Sinnsuche.

Kart., 368 Seiten
Best.-Nr.: 5683, € 12,90



Kinderland am Pregelstrand
Königsberger Heimatfibel-Erstes Lesebuch für die Kinder Königsbergs
Nachdruck der Originalausgabe von 1927
Kart., Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 5378, € 9,95



Günter Grass
Beim Häuten der Zwiebel
Günter Grass erzählt von sich selbst. Geb., 480 Seiten, mit 11 Rötelvignetten
Best.-Nr.: 5682, € 24,00


Heinz Buchholz
Iwan, das Panjepferd
Eine Kindheit in Ostpreußen zwischen Krieg und Frieden
Kart., 226 Seiten
Best.-Nr: 4795, € 8,95

Super-Sonder-Angebot: jedes Buch

Dieter Boenke
Verlorene Heimat - gefangene Träume
Kart., 272 Seiten
Best.-Nr.: 1296,
statt € 12,40 - Ersparnis: 76%

Hildegard Ratanski
Getränkte Erde - Lebenerinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 175 Seiten
Best.-Nr.: 5679,
statt € 8,90 - Ersparnis 66%

Waltraud Hansen
Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter
Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 412 Seiten
Best.-Nr.: 5680,
statt € 8,40 - Ersparnis 64%

Soldaten wie andere auch


Felix Steiner
Armee der Geächteten
Dieses Buch des Kommandeurs der Div. „Wiking“ zerstört falsche Vorstellungen über die Waffen-SS.
Geb., 352 Seiten mit 16 Bildseiten
Best.-Nr.: 4145, € 19,50


Herbert Walther
Die 1. SS-Pz.-Div. Leibstandarte
Geb., 120 Seiten mit Abb. Der Autor, der selbst Offizier der Waffen-SS war, berichtet in diesem Buch über die Aufstellung der Division, die harten Einsätze, die hohen Opfer und das Ende in Ungarn und Österreich
Best.-Nr.: 3964, € 10,95



Oberst a.D. Hajo Herrmann
Erinnerungen eines deutschen Fliegeroffiziers
Der Jagd- und Kampfflieger berichtet über die Ereignisse vor und während des Zweiten Weltkrieges in exponierten Stellungen.
Laufzeit:138 Minuten, 2 CDs
Best.-Nr.: 5648, € 14,95



Die Geschichte der Deutschen
Das Hörbuch zeichnet ebenso pointiert wie kompetent die Entwicklung Deutschlands von seinen Ursprüngen bis in die Gegenwart nach
3 CDs, Laufzeit: 180 Minuten
Best.-Nr.: 5485, € 19,95



Lieder, die wir einst sangen
16 Lieder der deutschen Landser: Ein Heller und ein Batzen, Wildgänse rauschen durch die Nacht, Infanterie, du bist die Krone aller Waffen, Argonnerwald um Mitternacht, u.a.
Best.-Nr.: 5629, € 15,50



Lieder unserer Fallschirmjäger
16 Lieder der deutschen Fallschirmtruppe, gesungen von den „8 Junkers“. Rot scheint die Sonne, Auf Kreta im Sturm und im Regen, Wir sind die Männer vom Schirmer u.a.
Best.-Nr.: 5630, € 15,50


Matthias Matussek
Wir Deutschen
Warum uns die anderen gern haben können. Geb., 352 Seiten
Best.-Nr.: 5569, € 18,90


Albrecht Müller
Machtwahn
Wie eine mittelmäßige Führungselite uns zu Grunde richtet
Geb., 320 Seiten
Best.: 5577, € 19,90

Kurt Meyer-Panzermeyer
Grenadiere
Dieses Buch setzt die blutjungen Soldaten „Panzermeyers“ ein würdiges Denkmal. Zugleich aber überliefert es der Nachwelt den Kampf- und Leidensweg eines Mannes
Geb., 448 Seiten, davon 32 Seiten Bilderdruck mit 60 Fotos und 1 Kriegsgliederung, 9 Kart. und Gefechtsskizzen
Best.-Nr.: 5470, € 29,80

Hörbücher vom Bestseller-Autor Gerd Schultze-Rhonhof



Der Zweite Dreißigjährige Krieg
Welche Ziele aber können es wert sein, die europäischen Nationen in zwei blutigen Kriegen gegeneinander aufmarschieren zu lassen? Dieses Hörbuch klärt auf...
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5337, € 14,95



Der Krieg der viele Väter hatte
Das vorliegende Hörbuch zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: hier erfahren Sie, was den „ersten Schüssen“ des 1. Sept. 1939 vorausgegangen ist.
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95



Beliebte Traditions- und Parademärsche
Fridericus-Rex-Grenadiermarsch, Großer Zapfenstreich und Nationalhymne, 15 Märsche gespielt vom Heeresmusikkorps der Bundeswehr
Best.-Nr.: 5609, € 12,90



Dönitz im Kreuzverhör
3 Audio-CDs, Laufzeit: 180 Minuten
In Nürnberg vor Gericht gestellt, verteidigte sich Karl Dönitz gegen alle Vorwürfe, er und die Deutsche Kriegsmarine hätten sich Kriegsverbrechen zuschulden kommen lassen.
Best.-Nr.: 5656, € 19,95


Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90

PMD Preußischer Mediendienst — 35
Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Weitere aktuelle Angebote finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

Anwälte: Video-Überwachung ist nur Placebo

Berlin – Der Deutsche Anwaltsverein hat die Forderung nach Video-Überwachung gegen Terrorgefahr als „politisches Placebo" bezeichnet. Wie Ulrich Schellenberg, Vorstandsmitglied des Anwaltsvereins, gegenüber der „Netzeitung" äußerte, helfe nur mehr und gut geschultes Personal etwa an den Bahnhöfen. In Berlin aber sei geplant, sämtliches Personal von den S-Bahnhöfen abzuziehen und durch Kameras zu ersetzen, die Straftaten bestenfalls dokumentieren könnten.

Berlin: Doppelt so viele Türken

Berlin – 250 000 Menschen türkischer Herkunft leben nach Angaben des Vorsitzenden der türkischen Gemeinden in Deutschland, Kenan Kolat, derzeit in Berlin. Offiziell wird von nur 120 000 Türken ausgegangen. Ein Viertel aller Hauptstädter habe einen „Migrationshintergrund", nicht bloß die 13,3 Prozent offiziell als Ausländer gemeldeten Berliner.

ZUR PERSON

Polen: Der neue Ausputzer



Die meisten offiziellen Erklärungen aus Warschau bedürfen derzeit hierzulande eines Ausputzers, eines geschickten Chefdiplomaten, der die an der Weichsel reihenweise produzierten „Mißverständnisse" ausräumt.

Diese Aufgabe wird künftig **Marek Prawda** (50) als Polens neuer Botschafter in Berlin wahrnehmen, der das Amt von Andrzej Byrt übernimmt. Prawda hat in Leipzig Wirtschaftswissenschaften studiert und wurde 1984 als Soziologe promoviert. In der Zeit zwischen 1992 und 1998 wirkte er bereits als Gesandter in der damals noch in Köln residierenden Botschaft. Der verheiratete Berufsdiplomat, der zuletzt die Stockholmer Botschaft leitete, spricht Deutsch, Englisch, Französisch, Schwedisch und Russisch fließend. Seine Ernennung nahmen Berlins Regierungskreise wegen seines „relativ liberalen Hintergrunds" und seiner eher sanften Rhetorik mit Erleichterung zur Kenntnis.

Von der national-katholischen Tageszeitung „Nasz Dziennik" hat ihn bereits unter dem Titel „Unerwünschter Kandidat" als zu deutschfreundlich angegriffen. Polens neuer Repräsentant in Berlin hatte in den 90er Jahren mehrere Artikel zur deutsch-polnischen Geschichtsforschung verfaßt. Heute bedauert er die atmosphärischen Veränderungen zwischen beiden Ländern. Deutschland habe Tabus gebrochen und spreche „über seine Vertriebenen und den Bombenkrieg", bemerke aber nicht, daß auch Polen mit der Aufarbeitung begonnen habe.

Im Jahr 2000 bedauerte er „die Leere nach der Versöhnung". Es wird Prawdas Aufgabe sein, diese Leere zu füllen. Das allerdings setzt die Einklammerung der deutschen Vertriebenen in einen vermeintlich abgeschlossenen Versöhnungsprozeß voraus. *BK*



»Es heißt, sie nehmen übermorgen Anträge für den Klinik-Fünfjahresplan entgegen.« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Zwei Fliegen

Wie Hartz IV den Terror besiegt, die Haushaltslücke schließt und den Machterhalt fördert – und warum Ohnmächtige so gefährlich sind / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Politiker aller Richtungen beschwichtigen die Öffentlichkeit, daß sie zwar mehr Überwachungskameras in Deutschland installieren wollen, aber „nicht flächendeckend". Daß die Politiker die Flächendeckung mit soviel Verve dementieren, bedeutet nichts anderes, als daß sie zuvor ernsthaft mit diesem Gedanken gespielt haben. Wenn sie überhaupt welche hatten, Gedanken also.

„Flächendeckende Videoüberwachung" heißt ja im Klartext: Kameras in jeder Straße, jeder Wohnung, in Wald und Flur und Kanalisation, selbst auf den Toiletten des Kanzleramts bis ins Häuschen hinein. Bei dieser Vorstellung wird die Kanzlerin ein Machtwort gesprochen haben.

Also bleibt's bei Plätzen und Bahnhöfen. Als „Maßnahme zur Terror-Abwehr", wie offiziell verlautbart wird. Das können wir nachvollziehen. Wie peinlich muß es einem Selbstmordattentäter sein, wenn sein Konterfei nach der Tat in allen Zeitungen steht! Diese Aussicht wird gewiß viele zur Einkehr bewegen.

Manches spricht indes dafür, die Attentate nicht bloß energisch aufzuzeichnen, sondern möglicherweise schon im Vorwege zu verhindern. Das weiß man in Berlin natürlich auch und gute Fachleute zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß sie in einem Schritt gleich mehrere Probleme auf einmal aus dem Weg räumen.

Wie Verkehrsminister Tiefensee, der zwei lästige Fliegen mit einer Klappe erlegen will: Terroristen und Hartz-IV-Empfänger. Erstere sollen sowieso weg und letztere müssen hin und wieder was auf den Deckel kriegen, damit das übrige Volk versteht, aus welchem Grund man sie so schlecht behandelt. Die Regierung muß ja moralisch begründen können, warum sie einem 53jährigen arbeitslosen Facharbeiter beinahe alles wegnimmt, was er sich in jahrzehntelanger Arbeit zusammengespart hat und ihn damit gleichstellt mit dem Lebenskünstler, der sich seit der Schule bewußt von jedweder Lohnarbeit ferngehalten hat.

Laut Tiefensee sollen die Hartz-IV-Leute nun also unsere Züge nach auffälligen Personen und Gepäckstücken absuchen. Wie sehen auffällige Personen aus? Irgendwie orientalisch, sollte man meinen, und mit Tasche für die Bombe. Aber was machen denn die Billigwächter, wenn sie einen etwas zu dunklen jungen Herren mit Gepäck in der U-Bahn aufgespürt haben? Abführen und zur Polizei bringen? Gewaltige Schwärme schwarzhaariger Männer würden täglich durch Deutschlands Bahnhofshallen wogen, wie unfreiwillige Touristengruppen mit einem einsamen Reiseleiter vorneweg, der von der Stütze lebt. Tiefensee sollte seiner wuchernden Kreativität für den Rest der Legislaturperiode Urlaub gönnen. Daß der Mann über Phantasie verfügt, braucht er nun niemandem mehr zu beweisen.

> Es muß dafür gesorgt werden, daß immer genug qualifizierte Hartz-IV-Empfänger verfügbar sind

Urlaub ist eine feine Sache, machen wir alle gern. Und wem wollen wir in der „schönsten Zeit des Jahres" auf keinen Fall begegnen? Terroristen und Hartz-IV-Empfängern selbstverständlich. CSU-Generalsekretär Söder hat unseren Widerwillen mit dem Gespür eines Polizeihundes erschnüffelt und bellt: Urlaubsverbot für Hartz-IV-Empfänger! Daß es sich beim „Urlaub" der Menschen mit dem 345-Euro-Salär bestenfalls um den Besuch bei der Mutter oder Zelten am Baggersee handeln kann, läßt Söder aus. Er weiß: Die Millionen von deutschen Urlaubern denken, daß ihnen die Stütze-Empfänger heimlich Liegen oder Strandkörbe wegschnappen und ihnen sogar bis in die Karibik folgen, um sich köstlich über die Idioten zu amüsieren, die ihre Pauschalreise selbst bezahlen müssen. Wer ist schon gern Idiot? Sowas macht sauer und schreit nach Bestrafung der Parasiten.

Mit Hartz IV hat sich die deutsche Politik wirklich ein außergewöhnliches Geschenk gemacht: Nicht nur, daß sich die Zahl der Leute, die man publikumswirksam als Schmarotzer verurteilen darf, sprunghaft erhöht hat. Man verfügt nun über ein Riesenheer von Leuten, die ständig behaupten, daß sie ja gern arbeiten würden, wenn man sie denn ließe. An diesem Schlafittchen kann man sie jederzeit packen und für eine x-beliebige Aufgabe abstellen. Spargelstechen, Kranke pflegen, den Terrorismus bekämpfen ... was kommt als nächstes? Den Libanon befrieden? Als Demokratie-Erklärer nach Afghanistan? Wir müssen ja bedenken, daß die Einsätze in diesen Ländern immer teurer werden. Nächstes Jahr, wenn Steuer- und Beitragserhöhungen mit dem Problem „Konjunktur" schlußgemacht haben, könnte Berlin an allen Ecken und Enden auf Finanzierungsprobleme stoßen. Also brauchen wir viel mehr billiges Personal: Hartz-IV-Leute eben.

Darauf sollte man vorbereitet sein. Tiefensee hat sich mit seiner Zugwächter-Klamotte ja nur deshalb so viel Ärger eingehandelt, weil alle an der mangelnden Fachkompetenz der ins Auge gefaßten Kandidaten herummäkelten. Ein arbeitsloser Dachdecker sei nicht die Idealbesetzung für einen Posten, der für einen professionellen Wachmann vorgesehen sei, schlug es dem Minister entgegen.

Da gilt es anzusetzen. Es muß rechtzeitig dafür gesorgt werden, daß immer genug fachgerecht ausgebildete Hartz-IV-Empfänger zur Verfügung stehen.

Aber wie soll man das arrangieren? Da muß man „antizyklisch" vorgehen: Statt benötigte Kräfte einzustellen müßte die Öffentliche Hand jetzt erstmal gerade die rauswerfen, die besonders dringend gebraucht werden. Die Lücke füllen wir vorübergehend mit Tiefensees Ersatztruppe. Zudem sollte sie in den gefragten Bereichen massiv über Bedarf ausbilden.

Dann müssen die Rausgeworfenen oder gar nicht erst Übernommenen nur ein Jahr „reifen", bis sie in den Hartz-Topf fallen und abgefischt werden können („Wir geben den sozial Benachteiligten eine neue Perspektive!"). Die wären dann fachlich genauso gut wie Normalbeschäftigte, jedoch viel, viel billiger!

Wenn Ulla Schmidt mit ihren Plänen zur Einheits-Krankenkasse durch ist, müssen wir uns auch keine Sorgen mehr machen, daß unser Gesundheitssystem zusammenbricht, weil wegen der Hartz-IV-Schwemme zu wenig Menschen Beiträge zahlen. Das mit den Beiträgen besorgen dann nämlich „die mit den breiten Schultern", neben Hartz-IV-Leuten, Terroristen und Neonazis die vierte Igittigitt-Gruppe unserer Gesellschaft.

Zwar zahlen die Breitschultrigen schon heute einen weit überproportionalen Anteil an den Einkommensteuern. Das macht aber nichts. Die haben schließlich trotzdem noch mehr als wir, weshalb wir jederzeit freudig einstimmen, wenn ein Politiker mal wieder fordert, daß die Starken „auch" einen Beitrag zum sozialen Ausgleich leisten müßten.

Wenn dann auch nur einer von denen mault, packen wir ihn bei den Ellbogen, den spitzen, und halten ihm seinen neoliberal ergaunerten Wohlstand vor. Für Hartz-IV-Empfänger, Neonazis und Terroristen sind das die seltenen Glücksmomente, in denen sogar sie zur Mehrheitsgesellschaft gehören und mitschimpfen dürfen.

Einige Experten meinen ja überhaupt, daß der Terror vom Wohlstandsgefälle komme, Armut erzeuge Ohnmacht und die manchmal eine Neigung zum Terror. Wie gefährlich Ohnmacht ist, hat der Präsident der Islamischen Gesellschaft in Deutschland, Ibrahim El-Zayat, letzte Woche im „Stern" erklärt: Seit dem 11. September 2001 habe sich die Atmosphäre für Muslime in Deutschland „ganz erheblich geändert". Das erzeuge bei Muslimen eine „große Unzufriedenheit", die „bei vielen zu einem Gefühl der Ohnmacht wird". Und, so El-Zayat schließlich: „Vielleicht ist es diese Ohnmacht, die bei dem einen oder anderen dazu führt, Dinge zu tun, die er nicht tun sollte."

Also: Der 11. September hat eine Atmosphäre erzeugt, die in eine Ohnmacht mündete, welche Terroristen geboren hat, die den 11. September begangen haben. Es ist wahr: Wir müssen noch viel über fremde Kulturen lernen. Selbst ihre Logik ist viel unkonventioneller als die unsere.

ZITATE

*Das „Hamburger Abendblatt" vom 28. August geht mit Verkehrsminister **Tiefensee** hart ins Gericht wegen seines Vorschlags, **Hartz-IV-Empfänger** als Zugwächter zur **Terror-Abwehr** einzusetzen:*

„Wie muß es um die politische Zurechnungsfähigkeit eines Bundesministers bestellt sein, der Langzeitarbeitslose zur Verschiebemasse staatlicher Willkür macht und gleichzeitig Anti-Terror-Maßnahmen derart verniedlicht? Was, bitte schön, sollen diese Zwangswachleute mit dem stigmatisierenden Hartz-IV-Sheriffstern auf der Brust denn im Ernstfall tun? Um Hilfe schreien oder 110 anrufen?"

*Der Chefredakteur des Wirtschaftsmagazins „Capital", Klaus Schweinsberg, prophezeite am 27. August in der ARD-Sendung „Sabine Christiansen" noch **schlimmere Zeiten am Arbeitsmarkt**:*

„Das Horrorbild, der 72jährige Ökonom assistiert dem 22jährigen BWL-Studenten beim Einsortieren der Aldi-Regale, ist nicht so weit entfernt."

*Im „Stern" vom 24. August beobachtet Hans-Ulrich Jörges, wie die **vermeintlich starken** Mächte der Welt beim Konflikt um den Libanon **ihre Schwäche offenbaren**:*

„Die Kaskade der Schwäche beginnt bei den USA, die dabei sind, ihre Rolle als ordnende Weltmacht zu verlieren. George W. Bush hat sie im Irak verspielt ... Israel ... kann militärisch nur noch verwüsten, aber nicht mehr siegen ... Die Vereinten Nationen, von den Amerikanern beim Irak-Konflikt absichtsvoll geschwächt, sind zur Betteltruppe für Truppenkontingente herabgesunken ... Die Europäische Union zeigt sich so schwach wie stets, wenn es auf Geschlossenheit und Stärke ankäme."

Weltenharmonie

Anfangs waren die Planeten
um die Erde zirkuliert –
schweifend hatten selbst Kometen
sie als Zentrum respektiert.

Mit Kopernikus hingegen
kam die Wende im System,
und der Sonne war's gelegen:
Sie ist Mittelpunkt seitdem.

Kepler wies die Vagabunden
dann noch streng in Bahnen ein,
denn – so hatte er befunden –
Ordnung muß im Laden sein.

Zwar erst spät hinzugekommen
folgten dem diktierten Brauch
Uranus recht unbeklommen
und Neptun desgleichen auch.

Einzig Pluto brachte Zores,
denn exzentrisch zum Quadrat
pfiff er auf Planeten-Mores –
doch jetzt hat er den Salat:

Rausgeschmissen aus dem Kreise
haben Astronomen ihn!
Degradiert zum Zwerg muß leise
nun er seiner Wege ziehn.

Aber auch bei Sex und Genus
fehlt's an Weltenharmonie:
Weiblich Erde nur und Venus?
Grenzt das nicht an Perfidie?

Also auf, ihr Fernglas-Recken,
und bemüht euch ohne Rast,
Neuplaneten zu entdecken,
bis die Frauenquote paßt!

Pannonicus